

cardo

EIN BAZAR FÜR DAS THEOLOGISCHE STUDIENJAHR JERUSALEM

Heft 13 des Jahres 5775 • 2015• 1436



Heilsame Fremde

**Zum vierzigjährigen Jubiläum des
Theologischen Studienjahres in Jerusalem**

Inhaltsverzeichnis

Editorial.....	04
----------------	----

Heilsame Fremde

Kristina Hellwig

Das Studienjahr im Wandel der Zeit.

Menschen – Themen – Zahlen.....	05
---------------------------------	----

Maria Lissek

Mafriyana – Der Früchte-Hervorbringer.

Ein Kurzporträt von P. Dr. Laurentius Klein OSB.....	12
--	----

Katharina Heyden

Jerusalem Selbstverständlichkeiten.

in der theologischen Wissenschaft.....	19
--	----

Sr. Margareta Gruber OSF

Der Glaube der Anderen.

Theologie in Jerusalem als Weg der Konversio.....	24
---	----

Claudia Lücking-Michel

40 Jahre Theologisches Studiejahr Jerusalem

Aus Perspektive von Politik und Gesellschaft.....	35
---	----

Felix Körner SJ

Verständnisort Jerusalem.

40 Jahre Studienjahr – für Wissenschaft und Theologie.....	40
--	----

Christian Lehnert

Heilsame Fremde.

Zum vierzigjährigen Jubiläum

des Theologischen Studienjahres in Jerusalem.....	47
---	----

Abt Gregory Collins OSB

Grußwort.....	52
---------------	----

Margret Wintermantel

Grußwort des DAAD.....	55
------------------------	----

Jens Nieper

Grußwort des Jerusalemvereins.....	58
------------------------------------	----

Thomas Fornet-Ponse

Grußwort.....	59
---------------	----

Aktuelles aus dem Forum Studienjahr Jerusalem e.V.

Henrik Günther/Claudia Danzer

Erfahrungen von Partikularität.

Bericht aus dem 41. Theologischen Studienjahr 62

Frank Dittmann/Michael Huber/Simon Kramer

Jahresbericht 2014 der Ökumenischen Stiftung Jerusalem 64

Saskia Lieske

Religiöse Vielfalt in Vergangenheit und Gegenwart.

Bericht zur Exkursion des Studienjahres nach Berlin

vom 29.12.14 – 1.1.15 66

Nikodemus C. Schnabel OSB

Kontinuität und Wandel beim „Jerusalem Theologischen Forum“ 67

Projektvorstellungen 70

Impressum 75

Editorial

40 Jahre Theologisches Studienjahr – die Jahre 2013/14 standen für den Verein Forum Studienjahr Jerusalem e.V. ganz im Zeichen dieses Jubiläums.

Zwei mehrtägige Veranstaltungen von Forum, DAAD, Theol. Studienjahr und Dormitio Abtei waren diesem Ereignis gewidmet:

Zum einen die „Zukunftswerkstatt Studienjahr“, die im Oktober 2013 in Goslar stattfand und Studienjährlern/innen aus vier Jahrzehnten mit der Frage konfrontierte „Unvergesslich ... unverbesserlich?“; zum anderen das Jubiläumssymposium in Bonn im Juni 2014. Einige Erträge beider Veranstaltungen dürfen wir in diesem Heft präsentieren.

Wie schon die Veranstaltungen selbst spannen auch die Beiträge des Heftes einen weiten Bogen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Studienjahres: Nach einem Überblick über die Geschichte des Studienjahres (Kristina Hellwig) und einem Porträt seines Gründers, Laurentius Klein OSB (Maria Lissek), folgen Erinnerungen Ehemaliger und dem Studienjahr Verbundener: In der Abschiedsvorlesung von Sr. Margareta Gruber OSF verdichten sich in ganz intensiver Weise Jerusalemer Erfahrungen der gelebten Ökumene mit exegetischen und theologischen Überlegungen. Der Beitrag erschließt so nicht zuletzt das Potential der Auseinandersetzung mit dem Anderen, in der sogar bisweilen als verstörend empfundene Fremde zu einem heilsamen Erlebnis werden kann. Claudia Lücking-Michel,

Felix Körner und Christian Lehnert berichten im Anschluss daran von ihren Erfahrungen mit dem Studienjahr und würdigen das Programm aus gesellschaftlicher, wissenschaftlicher und kultureller Perspektive. Glückwünsche und Grußworte zum Jubiläum von Abt P. Gregory Collins OSB, DAAD-Präsidentin Margret Wintermantel und Jens Nieper als Geschäftsführer des Jerusalemvereins ziehen eine positive Bilanz aus 40 Jahren Studienjahr und wagen günstige Prognosen für die nächsten Jahrzehnte. Insofern dem Studienjahr attestiert wird, „quicklebendig, wendiger, und vielleicht sogar aktueller denn je“ zu sein (M. Wintermantel), scheint dieser Optimismus durchaus angemessen. Abgerundet wird der thematische Teil durch die Zukunftsvision des aktuellen Dekans des Theologischen Studienjahres, Thomas Fornet-Ponse.

Dass die Idee des Studienjahres über das Jubiläum hinaus auf vielfältige Weise lebendig bleibt, zeigt auch der Vereinsteil. Im Bericht aus dem aktuellen Studienjahr schildern Claudia Danzer und Henrik Günther die prägenden Eindrücke der Jerusalemer Fremde. Die Berichte von Vorstand, Ökumenischer Stiftung und Schriftleitung der Reihe „Jerusalemer Theologisches Forum“ spiegeln aktuelle Tätigkeiten des Vereins wider. Zu Austausch und Vernetzung über das Ende der Jerusalemer Zeit hinaus laden die Projektvorstellungen ehemaliger Studienjährlern und Studienjährlern ein.

Sabine Hüttig und Sarah Schulz

Heilsame Fremde

Das Studienjahr im Wandel der Zeit.

Menschen – Themen – Zahlen

Von Kristina Hellwig

Was für Studierende der Forstwirtschaft das Praktikum im Wald ist, ist für Theologiestudierende ein Studienaufenthalt im Land der Bibel.

Mit diesem wohl berühmtesten Zitat von Laurentius Klein, dem Gründer und langjährigen Dekan des Theologischen Studienjahrs Jerusalem, lässt sich auch heute noch wunderbar in wenige Worten fassen, warum es das Studienjahr gibt und geben muss. Pater Laurentius Klein schrieb darüber hinaus: „Als Abt-Administrator der Abtei Mariae Heimgang – Dormition Abbey – auf den Berg Zion gerufen, stand für mich nach der eigenen Ersterfahrung des Heiligen Landes fest, dass ich Theologen die Möglichkeit verschaffen werde, Theologie im Land der Bibel zu studieren.“

1970, 71 und 72 lud er zunächst junge Männer zu „90 Tagen Israel“ ein – erst waren es sechs, dann zwölf, dann 20. Aus diesem Sandkasten-Experiment, wie Laurentius es nannte, wurde das Theologische Studienjahr. Wir kennen es heute als ein Intensiv-Studienprogramm für Theologiestudierende beider Konfes-

sionen. Die theologischen Disziplinen werden ergänzt durch Judaistik, Islamkunde, Ostkirchenkunde, Biblische Archäologie und viel Landeskunde. Die Studierenden verbringen das Studienjahr von Mitte August bis Ostern bei den Benediktinern auf dem Zionsberg in Jerusalem. Rechtlicher Träger ist die Universität San Anselmo in Rom, finanziert wird das Programm vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD).

An den ersten 40 Studienjahren nahmen 959 Studierende teil – 629 junge Männer und 330 Frauen. 611 von ihnen waren Katholiken, 346 Protestanten und zwei konfessionslos. 13 Dekane leiteten das Studienjahr, darunter mit Schwester Margareta Gruber nur eine Frau.

Lebens- und Lernort des Theologischen Studienjahres ist das Josefs-haus in direkter Nachbarschaft der Dormitio-Abtei. Der Bau des Beit Josef begann schon 1971 – finanziert vom Deutschen Verein vom Heiligen Land. 30 Einzelzimmer mit Nasszelle und Balkon, Vorlesungssaal, Bibliothek, Küche, Speisezimmer, Büros und Luftschutzkeller wurden gebaut. 1973 war das Beit Josef fertig – pünktlich zum Start des ersten Studienjahres.

Im August 1973 zogen 19 katholische Männer aus Deutschland, Österreich und der Schweiz ins Beit Josef ein. Etliche von ihnen hatten schon an „90 Tage Israel“ teilgenommen. Protestantische Teilnehmer hat-

ten sich nicht beworben. Studentinnen waren in den ersten drei Jahren nicht zugelassen. Man fürchtete, dass im Verhältnis zu einigen jüdischen und arabischen Nachbarn und auch bei einigen Mitarbeitern die Anwesenheit von Frauen „gleich zu Beginn des ohnehin mit Anfangsproblemen belasteten Unternehmens zu weiteren Belastungen geführt hätte“ – so heißt es in der DAAD-Dokumentation zum 20-jährigen Studienjahrs-Bestehen.

Im vierten Jahr war es dann so weit: Frauen und Protestanten waren dabei. Die Gesamtzahlen haben gezeigt, dass in 40 Jahren fast doppelt so viele Männer wie Frauen am Studienjahr teilnahmen. Auch das Verhältnis von Katholiken zu Protestanten war – grob gerechnet – 2:1. Dennoch gab es einzelne Jahrgänge, die diesen Statistik-Trend auf den Kopf stellten. In sieben Studienjahren gab es mehr Frauen als Männer. Besonders extrem war dies im 35. Studienjahr (2008/09), als 17 Studentinnen sechs Studenten gegenüberstanden. Das erste Studienjahr mit einer Mehrheit von evangelischen Teilnehmern war das 20. (92/93). Das gab es danach noch in fünf weiteren Studienjahren.

Deutliche Veränderungen bei der Zusammensetzung der Studierenden gab es dann erst sehr viel später: Um auf die zurückgehende Zahl der Bewerbungen – auch bedingt durch die schrumpfende Zahl von Theologiestudierenden – zu reagieren, werden seitdem nicht mehr nur Diplom-Theologen und -Theologinnen, sondern auch Lehramtsstudierende

für das Gymnasium / Sekundarstufe 2 aufgenommen. Sie unterliegen denselben Zugangsvoraussetzungen wie die Diplomer, müssen also beim DAAD die Prüfung inklusive Sprachtest ablegen.

Was allen Studierenden, egal welcher Herkunft oder welchen Jahrgangs, gleich war und ist, ist die Erkenntnis, dass das Studium in Jerusalem so ganz anders als zu Hause ist. Das ergibt sich *per se* durch das Land und seine Menschen. Olaf Rölver aus dem 23. Studienjahr hat dies einmal so formuliert: „Laurentius bezeichnete Jerusalem als eine theologische Provokation. Und wir, die Studierenden, sollten uns mit dieser Provokation auseinandersetzen, uns an dieser Stadt stoßen und reiben, aber nicht zerbrechen.“

Auch der Studienalltag ist mit dem an den Heimatuniversitäten nicht zu vergleichen. Im Beit Josef leben Lehrende und Lernende unter einem Dach. Diskussionen aus dem Vorlesungsraum werden am Mittagstisch oder abends bei einem Glas Wein fortgeführt. Auf Exkursionen lernen die Studierenden die Professoren und Professorinnen auch von privaten Seiten kennen. Ebenso prägend ist die Verbindung zur Dormitio-Abtei, die in jedem Studienjahr unterschiedlich intensiv war. Seit 2003 wird diese Beziehung durch ein besonderes Amt deutlich gemacht: den Studienpräfekt, der gewissermaßen der „Verbindungsmönch“ zwischen Studienjahr und Abtei ist.

Von den vielen Charakteristika des Theologischen Studienjahrs sind

vier besonders hervorzuheben: Es ist ein ökumenisches Programm, ein theologisches Programm, ein Programm im Land der Bibel und ein Programm in einem geteilten Land, in dem Religionen und Nationen im Konflikt miteinander liegen.

Ein ökumenisches Programm

Das Studienjahr war von Anfang an als ökumenisches Programm angelegt. Auch das macht es so einzigartig. Die Unterschiede der Konfessionen geben in jedem Jahr Stoff für Reibung und Diskussion, manchmal auch Streit. Die Suche nach den Gemeinsamkeiten bringt die Ökumene auch zu Hause voran.

In seiner Antrittsvorlesung für das 40. Studienjahr hat sich Studiendekan Thomas Fornet-Ponse diesem Thema gewidmet. Er erinnert daran, wie Laurentius Klein die Ökumene, die ihm ein Lebensanliegen war, sah: als „Einheit in Gegensätzen“. Und daran, welchen Anspruch das Studienjahr für seine Absolventen hat: „Konfessionell gestärkt und ökumenisch geweitet“ sollen sie nach diesem Jahr sein. Thomas Fornet-Ponse kommt zu dem Schluss, dass Ökumene nur konkret gelingen kann – aber vor allem, dass sie als Einheit in Gegensätzen in vielen Jahrgängen des Studienjahrs gelungen ist.

Ein theologisches Programm

Auch wenn in der ersten äußeren Wahrnehmung die neuen Fächer, die Exkursionen und das Erlebnis

des Landes überwiegen, so ist und bleibt das Studienjahr ein Theologiestudium mit hochwertigen Bausteinen. In 40 Jahren Studienjahr haben die Studierenden herausragende Dozenten-Persönlichkeiten erlebt. Die Organisation des Studienjahrs in Blockveranstaltungen macht das möglich. Viele Studierende sind später als Professorinnen oder Professoren zurückgekehrt.

Ein Spezifikum ist das Jahresthema. Während sich in den ersten Jahren Christologie und innerchristliche Ökumene bzw. Ekklesiologie als Jahresthemen wiederholten, wurden die Themen mit den Jahren weiter gefasst. Das 27. Studienjahr 1999/2000 hatte zum Beispiel ein Jahresthema, das dem Thema der Jubiläums-Tagung sehr nahe kommt: Geschichten erzählen, Geschichte formen, Identität finden. In meinem Studienjahr ging es um Toleranz – im Jahr nach der Umsetzung der Oslo-Friedensverträge ein passendes Thema.

Ein Programm im Land der Bibel

Laurentius Klein war zutiefst davon überzeugt, dass die Bibel nicht ohne „Realienkunde“, also die Verortung der Texte in ihrer Umwelt, zu verstehen ist. Deswegen gehört das umfangreiche Exkursionsprogramm von Anfang an zum Programm. Mehrtägige Exkursionen führen etwa in den Sinai, nach Galiläa, zu den Stätten der Kreuzfahrer. Und in weiteren vielen, vielen Tagesexkursionen

ist nur ein Bruchteil dessen zu bereisen, was dieses Land zu bieten hat.

Ein Programm in einem geteilten Land

Das Erleben des Landes und seines Ringens um Frieden oder zumindest Verständigung, seiner Gewalt und seines Hasses, seiner kleinen und großen Herausforderungen gehört existenziell zum Studienjahr dazu. Durch eigenes, tägliches Erleben, aber auch durch einheimische Gäste im Studienjahr, die mit Vorträgen oder als Begleiter auf Exkursionen ihre Sicht der Dinge darlegen, nähern sich die Studierenden dem Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern.

Immer wieder hat die politische Situation im Land auch das Studienjahr an Grenzen gebracht, ja zeitweilig sogar infrage gestellt.

Die Studierenden, wiewohl gut aufgehoben in ihrer sicheren Oase des Beit Josef, haben Gewalt, Terror und Kriege in unmittelbarer Nachbarschaft erlebt.

Einige Beispiele: 1973 brach während des ersten Studienjahres, unmittelbar nach der Rückkehr aus dem Sinai der Yom-Kippur-Krieg aus. Alle Lehrveranstaltungen wurden aber durchgeführt. 1990/91 mussten die Studierenden wegen des ersten Golfkrieges im Januar das Land verlassen. Das hat es vorher und auch später nicht wieder gegeben. Das Studienjahr wurde in Trier und dann in Wien zu Ende geführt.

Der Ausbruch der zweiten Intifada im September 2000 traf auch

das Studienjahr hart. Im 29. Studienjahr 2001/2002 beschrieb der damalige Studiendekan Klaus Scholtissek die Situation so: „Die persönliche Auseinandersetzung mit diesen Themen und Erlebnissen im Blick auf die eigene Biographie und den eigenen Lebensweg war ein ständiger Begleiter des achtmonatigen Intensivstudiums und führte zu massiven psychischen Belastungen und erheblichen Einschränkungen der Bewegungsfreiheit, die insbesondere kurz vor Weihnachten fast zu einer Verlegung des Studienjahrs geführt hätten.“

Nachdem im Frühjahr 2002 die militärische Eskalation ihren Höhepunkt erreichte und ein Ende nicht absehbar war, fällte die Studienleitung die Entscheidung, das 30. Studienjahr auszusetzen. 2002/2003 fand zum ersten und bisher einzigen Mal kein Studienjahr statt.

Auch im Kleinen hat die politische Situation das Studienjahr immer wieder eingeschränkt. Ob Exkursionen in die Autonomiegebiete möglich waren, musste in vielen Studienjahren spontan entschieden werden.

Schwerwiegend waren die Auswirkungen der politischen Lage auf die Sinai-Exkursion: Die Besteigung des Sirbals war für viele Studienjahre der Höhepunkt der Exkursion. Das 33. Studienjahr war 2006 das bislang letzte, das dorthin kam.

Im 37. Studienjahr (2010/11) und auch im 40. war überhaupt keine Sinai-Exkursion möglich. Als Ersatz ging es nach Jordanien. Wüstenerfahrungen konnten die Studierenden auch dort sammeln.

Kopf und Herz des Studienjahres

„Das Theologische Studienjahr steht und fällt mit dem Studiendekan.“ So hat es Wilfried Eisele, Dekan des 34. Studienjahres, einmal geschrieben. Der Studiendekan ist der Kopf, und wenn er es gut macht, auch das Herz des Theologischen Studienjahrs. Er gestaltet das Programm und gibt die Themen vor. Er ist das Gesicht nach außen – derjenige, der mit Geldgebern und Partnern, Kritikern und Ratgebern verhandelt.

Zwölf Dekane und eine Dekanin hat es in 40 Jahren Studienjahr gegeben. Die meisten Studienjahre hat Studienjahrsgründer Laurentius Klein betreut. Er war Dekan von 19 Studienjahren – 1973–1981 und 1987–1998. Als Laurentius für sieben Jahre nach Frankfurt ging, um dort die Ökumenische Centrale der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland zu leiten, wechselten die Studiendekane jährlich.

Die Studiendekane dieser Zeit waren Abt Nikolaus Egender (1981/82), Dr. Karl-Ernst Apfelbacher (1982/83), Prof. Dr. Hans Jorissen (1983/84), Prof. Dr. Josef Wohlmuth (1984/85), Prof. Dr. Heino Sonnemanns (1985/86) und Prof. Dr. Johannes Floss (14. Studienjahr 1986/87). Josef Wohlmuth übernahm die Aufgabe des Studiendekans fast 20 Jahre später – im Jahr 2003/2004 – noch ein zweites Mal.

Schon in dieser Zwischenphase in den 80er Jahren, aber spätestens nach

Laurentius' endgültigem Ausscheiden nach dem 25. Studienjahr – er war inzwischen 70 Jahre alt – wurde ein grundsätzliches Problem des Studienjahrs klar: Das Studienjahr hängt am Studiendekan – und der Studiendekan...?

Der kostet erstens Geld. So haben die Studiendekane in der Folgezeit ihr Gehalt quasi selbst mitgebracht. Sie waren Priester und Ordensleute, die von ihren Bistümern und Orden freigestellt wurden. Zweitens hat ein Studiendekan auch eine eigene wissenschaftliche Laufbahn. Wenn er oder sie in Deutschland nicht ganz abgemeldet sein will, kann er nicht ewig Studiendekan in Jerusalem bleiben.

So lassen sich zwei Beobachtungen für die Nach-Laurentius-Zeit machen: Erstens wechselten die Studiendekane häufig. Zweitens wurden auf vielen Ebenen Anstrengungen unternommen, die Position des Studiendekans finanziell und inhaltlich zu stärken – um so auch dem Studienjahr als Institution Sicherheit und Fortbestehen zu ermöglichen.

Die Studiendekane nach Laurentius waren und sind: PD Dr. Michael Bongardt (1998–2000), PD Dr. Klaus Scholtissek (2000–2002), noch einmal Josef Wohlmuth (2003/04), PD Dr. Joachim Negel (2004–2007, 2008/09), Prof. Dr. Wilfried Eisele (2007/08), Prof. Dr. Margareta Gruber (2009–2013) und seit 2013 Prof. Dr. Dr. Thomas Fornet-Ponse.

Die Bemühungen, dem Studiendekan und dem Studienjahr institutionelle Sicherheit zu geben, führten

2010 zu einem großartigen Erfolg: der Einrichtung des Laurentius-Klein-Lehrstuhls.

Am 4. Februar 2010 weihte die damalige Bundesbildungsministerin Annette Schavan den „Laurentius-Klein-Lehrstuhl für Biblische und Ökumenische Theologie“ ein. Er wird vom DAAD aus Mitteln des Bundesbildungsministeriums gefördert.

Damit ist der Posten des Studiendekans nun mit einem Lehrstuhl verbunden. Das bedeutet einerseits Finanzierungssicherheit für den Dekan. Andererseits ist es eine wissenschaftliche Aufwertung des Studienjahrs. Erste Lehrstuhlinhaberin war Schwester Margareta Gruber, ihr aktueller Nachfolger ist Thomas Fornet-Ponse. Beide sind selbst Absolventen des Studienjahrs.

Neue Zeiten

Ihre Nachfolger im Beit Josef, die Studierenden heute, erleben ein Studienjahr, das sich mit der Welt gewandelt hat. In einer Zeit, in der die Möglichkeiten, durch die Welt zu reisen und an fernen Universitäten zu studieren, nahezu unbegrenzt sind, ist das Studienjahr längst nicht mehr so exotisch wie in den Anfangsjahren.

Während die Studierenden vor 20 Jahren jeden Mittag sehnhchst auf die Post warteten, um ein Zeichen von zu Hause zu bekommen, sind die Studierenden von heute via E-Mail und Facebook in Sekundenschnelle mit der Heimat verbunden. Sie bringen Israel ihren Freunden und Ver-

wandten zu Hause nah und verlieren den Kontakt zur Heimat nicht.

Das Studium selbst hat sich gewandelt. Mit der Umsetzung des Bologna-Prozesses, der Einführung von Bachelor- und Masterstudiengängen, musste sich das Studienjahr einen neuen Platz im Curriculum suchen – und es hat ihn gefunden.

Inhalte des Studienjahrs haben sich gewandelt: Beispielsweise können die Studierenden, wenn es das Programm zulässt, in diakonischen und pastoralen Einrichtungen in Israel und Palästina in Sozialprojekten mitarbeiten. Eine weitere Neuerung war die Durchführung einer gemeinsamen Werkwoche mit deutschen Studierenden der islamischen Theologie in Jerusalem.

Und doch haben sich die Grundkonstanten nicht geändert: Das Theologische Studienjahr Jerusalem bleibt ein theologisches Intensivstudium, das seinen Absolventinnen und Absolventen in Tiefe und Breite ein einmaliges Studienangebot bietet und das jeden Studienjährling in seinem eigenen Erleben und Erfahren nachhaltig prägt.

Davon ließen sich noch viele Geschichten erzählen. Beispielsweise von den vielen Ehen, die das Studienjahr gestiftet hat. Oder von dem Kind, das im Studienjahr zur Welt kam: Maria ist die Tochter von Anne und Klaus Schmidt – Klaus Schmidt war Studienassistent im zweiten Studienjahr. Die Kleine wurde am 4. Januar 1975 bei Dr. Chaldi neben St. George's in Ostjerusalem geboren.

Oder davon, wie das Studienjahr

weitergeht – im Forum Studienjahr, dem Verein für Ehemalige, der so vielfältig aktiv ist. Er wurde 1996/97 gegründet – mit dem vornehmlichen Ziel, nicht die eigenen Erinnerungen zu konservieren, sondern einerseits handfeste Unterstützung zum Fortbestand des Studienjahrs zu leisten, und andererseits in Exkursionen, Symposien und Veröffentlichungen

die Themen des Studienjahrs fortzuführen.

Vielleicht werden auch diese Geschichten eines Tages aufgeschrieben. Erzählt werden sie, wenn sich Studienjährlere, egal welcher Generation, treffen. In Bonn, Paris, Tübingen oder – nächstes Jahr – in Jerusalem.

Kristina Hellwig ist Journalistin und Autorin. Sie leitet die Unternehmenskommunikation der Volksbank Remscheid-Solingen. Diesem Text zugrunde liegt ein Fotovortrag zum Auftakt des Jubiläums-Wochenendes in Bonn.

Mafriyana – Der Früchte-Hervorbringer

*Ein Kurzporträt von
P. Dr. Laurentius Klein OSB*

Von Maria Lissek

Ob persönlich, durch den Namen des 2010 gegründeten Lehrstuhls, von Kaffeetassen oder einem Bild im Vorlesungssaal des Beit Joseph – P. Laurentius Klein OSB ist bei den Absolventinnen und Absolventen des Theologischen Studienjahres auf verschiedene Weise in Erinnerung geblieben. Aber eines verdanken sie ihm alle: Ein prägendes Theologiestudium im Heiligen Land.

Wer aber war Laurentius Klein? Die Antworten auf diese Frage dürften so unterschiedlich sein wie es Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Studienjahres gegeben hat. Die einen haben ihn noch persönlich kennenlernen, bei ihm studieren, von und mit ihm lernen dürfen. Andere wiederum kennen ihn nur aus Erzählungen, Berichten und durch die Idee „Studienjahr“. Um den Gründer dieser Idee zum vierzigjährigen Jubiläum angemessen zu porträtieren, kommen daher jene „Laurentius-Kenner“ zu Wort *und* eben jene Generation, die (nur) noch vermittelt durch das, was die Zeit im Heiligen Land bei ihnen hinterlassen hat, eine Meinung haben, was für ein Mensch Laurentius Klein gewesen sein kann.

„P. Laurentius war kein Visionär – aber er hatte Visionen; er war

kein illusionärer Utopist, sondern ein nüchterner Optimist.“⁴¹ Die Visionen des Laurentius Klein bezogen sich auf Jerusalem, die Ökumene und das Studienjahr. Sie waren seine Herzensanliegen, die er Zeit seines Lebens auf verschiedenen Ebenen verfolgte und denen er neue Impulse gab. Die verschiedenen schriftlichen und mündlichen Erinnerungen an ihn machen der Verfasserin dieses Kurzporträts deutlich, dass der Gründer des Studienjahres eine in vielerlei Hinsicht beeindruckende Persönlichkeit war. Auf die Frage, wer er war, kann ich nur eine eigene, aber zugleich den Erinnerungen Anderer entnommene Antwort geben: Er war Mönch und Abt, Theologe und Lehrer, Ökumeniker und Dialogbereiter, Visions-Verwirklicher und Begegnung-Schaffender, ein Mensch mit Eigenheiten und der Offenheit für das Andere, Fürsorgender – er war „Mafriyana“⁴², der Früchte-Hervorbringer.

Mönch und Abt, Theologe und Lehrer

Laurentius Klein (1928–2002) wurde mit 19 Jahren Benediktinermönch in St. Matthias, Trier, und widmete sich in seinem Theologiestudium ökumenischen Fragen und Anliegen. Dass er ein Mensch war, der den Austausch mit dem Anderen suchte, um sich seiner eigenen Identität gewiss zu werden, zeigt seine Dissertation von 1957: „Evangelisch-lutherische Beichte. Lehre und Praxis“. Daneben wurde er Berater von Kardinal Bea während des Zweiten

Vatikanischen Konzils, dessen Anliegen auch die seinen wurden. Bevor er von 1969 bis 1979 Abt-Administrator der Dormitio Abtei in Jerusalem wurde, war er bereits sechs Jahre Abt in seiner Heimatabtei. In Jerusalem etablierte er die Abtei zu einem ökumenischen Zentrum für die christlichen Konfessionen und monotheistischen Religionen.

Er gründete 1973 das Theologische Studienjahr, dessen Dekan er von 1973 bis 1981 und, nach einem Aufenthalt in Frankfurt als Leiter der Centrale der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen, von 1987 bis 1998 war. Prägend war für ihn die liturgische Überzeugung des Glaubens an den einen Gott und die Erfahrung, dass „Ökumene kein akademisches Lehrstück ist, sondern gemeinsam erlebt und manchmal auch erlitten werden muss.“⁴³ 1998 kehrte er krankheitsbedingt wieder nach Trier in seine Heimatabtei zurück, wo er im Juli 2002 verstarb.

Vollblut-Ökumeniker und Dialogbereiter

Laurentius Klein hinterließ ein Erbe, für dessen Früchte er noch zu Lebzeiten geehrt wurde: Für sein ökumenisches Engagement zwischen den christlichen Konfessionen einerseits und innerhalb der drei großen Religionen andererseits verliehen ihm die Katholisch-Theologischen Fakultäten Tübingen (1977) und Münster (1989) einen Ehrendoktor.

Daneben wurde er für seine Arbeit im jüdisch-christlichen Dialog 1975

mit der Buber-Rosenzweig-Medaille ausgezeichnet.

Der Gründer des Theologischen Studienjahres war ein „Vollblut-Ökumeniker“⁴⁴ und so verwundert es nicht, dass das mittlerweile vierzigjährige Konzept auf eine Entwicklung zurückgeht, die lange vor seinem Aufenthalt in Jerusalem einsetzte. Dennoch bewirkte die Begegnung mit den biblischen Stätten und den anderen Konfessionen und Religionen bei Laurentius Klein einen Impuls, den er nach kurzer Zeit verwirklichte: Ein Theologiestudium für deutsche Studierende im Heiligen Land.

Diese ökumenische Dimension⁵, die nicht nur die christlichen Schwesterkirchen, sondern auch die drei monotheistischen Religionen in einem Miteinander einschließt, zeigte sich für ihn im Regenbogenkreuz. Dieses aus dem Sinai stammende Kreuz (Rock of Inscriptions) ist seit seiner Gründung aus dem Logo des Studienjahres nicht mehr wegzudenken. Damit war für Laurentius Klein Jerusalem ein „*locus oecumenicus*“⁴⁶ wie kein anderer: Hier kann man Ökumene leben und dem Anderen in Offenheit begegnen. Durch sein Engagement bereitete er Dialogen den Weg – den offiziellen und den inneren der Absolventinnen und Absolventen, die seither die eigene Konfession und Religion nicht mehr ohne Einbeziehung des Anderen denken können. In seinem „scharfen Geist(...)“⁴⁷ vermochte Laurentius Klein das Notwendige und das äußerste Mögliche in der Suche nach

der Einheit zwischen den Konfessionen und Religionen zu (be-)gehen. Mit dieser Haltung verbreitete er den „*bacillus oecumenicus*“⁸, mit dem sich noch bis heute viele Studierende infizieren.⁹

Visions-Verwirklicher und Begegnung-Schaffender

Bereits ein Jahr vor der Gründung des Theologischen Studienjahres hob Laurentius Klein in einem kurzen Aufsatz die Bedeutung des Ortes für Begegnungen hervor. Deutlich kann man dies aus der Retrospektive als Vision wahrnehmen, die mit der Gründung 1973 Realität werden sollte: Jerusalem als Ort der Begegnung.

Für Laurentius Klein war mit einem Blick in die Geschichte klar: Dass sich Begegnung vollziehe, sei mindestens genauso wichtig wie der Ort, an dem sich Begegnung ereigne. So böten Orte mit lebensbedrohlichem Charakter wie die Konzentrationslager des NS-Regimes eine Möglichkeit intensiver Begegnungen zwischen verschiedenen Menschen, die das gemeinsame Leid verbindet. Aber auch das Schloss als Austragungsort für das Marburger Religionsgespräch 1529 weise über den konkreten Anlass hinaus. Dabei wirkten gegenwärtige ökumenische Gespräche in technisch ausgestatteten Konferenzsälen weniger bedeutend und doch finde hier Begegnung zwischen Menschen statt. Zudem zeige sich, dass Orte der Begegnung Einfluss auf das jeweilige Anliegen

haben können. So habe beispielsweise die Begegnung von Paul VI. und Patriarch Athenagoras 1964 weder in Rom noch in Konstantinopel stattgefunden. Vielmehr habe man Jerusalem als Begegnungsort gewählt, obgleich es damals noch kein Ort gelebter Ökumene unter den Christen und Christinnen war.¹⁰

In diesem Sinne haben nach Laurentius Klein Jerusalem und das Heilige Land als Ort der Begegnung eine Wirkkraft für die persönliche Bildung: Zunächst setzt man sich mit dem Anderen auseinander, ist irritiert und erfährt – vielleicht zum ersten Mal – ein Fremdheitsgefühl. Sodann staunt man über die materielle Frömmigkeit und die Fülle an archäologischen und historischen Überlieferungen. Zudem gibt das Mit- und Gegeneinander der Religionen und Konfessionen neue Rätsel auf und stellt die eigene Identität in Frage. Und schließlich werden „die Orte ... transparent, ohne ihren Eigenwert zu verlieren, die stummen Zeugen beginnen zu sprechen, und die Gestalten, die hier lebten, werden lebendig und kommen auf uns zu bis in die unmittelbare Nähe jenes Punktes, an dem sich Vergangenheit und Zukunft zur Gegenwart verdichten, bis hart an die Grenze zum real Sichtbaren und Hörbaren.“¹¹

Jerusalem ist eine „theologische Provokation“¹², die Laurentius Klein auf seine Art erlebte. Und genau an diesem Ort der Begegnung gründete er vor mittlerweile 41 Jahren ein Studienprogramm, das für zahlreiche Theologen und Theologinnen

prägend sein sollte. Ob Israel oder Jerusalem, Galiläa oder Haifa, die Grabeskirche oder Har-El-Synagoge, der Zion oder Tel Aviv, die Dormitio Abtei oder das Beit Joseph – das Theologische Studienjahr ist ein Ort des Lernens in einer Gemeinschaft geworden, der das ökumenische Miteinander prägt und neue Blicke auf die heiligen Schriften ermöglicht. „Die Konzeption ist aus der in langer ökumenischer Arbeit gewonnenen Überzeugung ihres Gründers hervorgegangen, dass Ökumene vor allem gegenseitiges Kennenlernen, gegenseitiges Geltenlassen und gemeinsames Bemühen voraussetzt.“¹³ Und so kann heute eine ehemalige Teilnehmerin sagen: „Wir haben erlebt, dass ein Gemeinschaftsleben vieler ausgeprägter Persönlichkeiten möglich ist.“¹⁴ Mit dieser Idee verwirklichte Laurentius Klein eine Vision und ermöglichte zahlreichen Studierenden und Freunden des Studienjahres sowie der Dormitio Abtei ertragreiche und weiterführende Begegnungen.

Eigenheiten und Offenheit für das Andere

Was über Laurentius Klein festgehalten werden konnte und heute kann, war und ist nur indirekt seinem Tun und Handeln zu entnehmen: Es wurde weder eine Hagiographie über ihn verfasst, noch liegt eine Autobiographie vor.¹⁵ Vielmehr erfuhr man von ihm zu Lebzeiten Persönliches nur dann, wenn es der Veranschaulichung dienlich war. Es war sein

Denken und Handeln, das Aufschluss über das gab, was ihm wichtig war. So kann die Trias – Ökumene, Jerusalem, Studienjahr – erweitert werden um die Tagzeitenliturgie, die Ver-Ortung der Religionen und die Weitergabe von Wissen.¹⁶ Letzteres betrieb er mit großer Begeisterung – vor allem als Gründer und Dekan des Theologischen Studienjahres. Dennoch kann ein Ehemaliger festhalten: Laurentius war „niemand, gegenüber dem man gleichgültig bleiben konnte.“¹⁷ Er muss somit ein Mensch gewesen sein, der inspirierte und provozierte, herausforderte und faszinierte, kurz: eine Persönlichkeit mit Eigenheiten.

Zu diesen Eigenheiten zählte auch die Tatsache, dass er „mit Leib und Seele Mönch und Priester“¹⁸ war, der persönlichen Glauben und theologische Überzeugung verbinden wollte; der sich durch Jerusalem als Ort der Begegnung provozieren ließ und ein Fundament für seine (benediktinisch-)katholische Überzeugung erlangte. „Den Blick auf das Verbindende zu werfen, um daran die Unterschiede zu erkennen – das war eine Lektion, die Laurentius in immer neuen Anläufen sowohl in der innerchristlichen wie auch in der monotheistischen Ökumene ins Studienjahr eingebracht hat.“¹⁹

Der Fürsorgende

Neben seinen Eigenheiten und der Offenheit für das Andere war Laurentius Klein ein Mensch, an dem man sich in der Begegnung und

Auseinandersetzung reiben konnte und vielleicht auch musste. Und dennoch war er noch etwas Weiteres: Er war ein fürsorglicher Mensch, der sich um seine Mitmenschen²⁰ und Mitgeschöpfe gleichermaßen kümmerte: „Ein Klippdachs lugte über einen Stein herüber. Er hatte mich (Laurentius Klein, ML) wohl längere Zeit beobachtet und hielt mich offensichtlich für einen harmlosen Zeitgenossen, für ein nützliches Tier sozusagen, denn ich war dabei, mir mein Mittagsmahl in Form einer Möhre zurechtzumachen. Also wurde geteilt.“²¹ Dass Laurentius über dieses leibliche Teilen hinaus auch seine Idee und Begeisterung für die Theologie im Heiligen Land geteilt hat, davon zehren viele von uns heute noch: „Vor allen fachlichen Kenntnissen hat Laurentius Klein den Studierenden intellektuelle Neugier und die für ihn so wichtige ‚Weite des Herzens‘ vermittelt“²².

Pro Memoria

Während die bisherigen Ausführungen einen Blick auf Laurentius Klein zu seinen Lebzeiten warfen, so sollte dabei nicht vergessen werden, dass er auch Generationen nach seinem Tod prägte. Er tut es bis heute vermittelt durch Texte von und über ihn sowie das, was für jeden und jede Einzelne(n) das Studienjahr bedeutet. Dieses Studienprogramm, das bereits 1993 „als das älteste noch fortlebende und vielleicht auch erfolgreichste Gruppenprogramm des DAAD“²³ bezeichnet wurde, ist

ohne die konzeptionelle Vorstellung seines Gründers nicht nachvollziehbar. Das Ensemble von Vorlesungen, Seminaren, Exkursionen, Referaten, Abendvorträgen und spirituellen Möglichkeiten unter dem Vorzeichen eines Jahresthemas stellt die Besonderheit dieses intensiven Studiums dar. Gleichzeitig war und ist das Projekt auch immer individuell: Jedes Studienjahr ist aufgrund der Teilnehmenden und dem, was sie einbringen und mitnehmen, einzigartig.

Damit ist es Laurentius Klein gelungen, ein Programm zu entwerfen, dessen Bedeutung für weitere Begegnungen an anderen Orten nicht unterschätzt werden darf. Aus diesem Grund gilt mit Blick auf ihn: *Pro Memoria*²⁴. Und diese Erinnerung kommt vor allem dann zum Tragen, wenn man die Bedeutung des Studienjahres für die eigene Entwicklung durch die Jahre hinweg beleuchtet. Diese Art der Memorierung ist für Laurentius Klein der beste Ausdruck des Dankes für die Früchte, die das Studienjahr Jedem und Jeder geben konnte, und des Gedenkens an den Gründer dieses Studienprogramms.

So findet man im Archiv des Büros der Assistierenden folgende Rückblicke aus den ersten fünf Studienjahren, in denen sich wohl auch Absolventinnen und Absolventen späterer Jahre wiedererkennen können:

- „Ich habe auf das Studienjahr hin studiert und später vom Studienjahr her meine weiteren Studien betrieben.“
- „Wir sind aufgeschlossener geworden; wir haben einen weite-

ren Horizont erhalten; uns wurde die Weite des Herzens geschenkt; wir erhielten eine Erweiterung aller bisherigen Einsichten; wir haben Toleranz gelernt, mehr noch, mit-sorgendes Leben, Anerkennen der vielfältigen Wahrheiten, in die sich menschliches Leben ausfächert.“

- „Ich habe nie wieder erlebt, objektiven Leistungsdruck mit subjektiven Interessen in gleicher Weise wie im Studienjahr kombinieren zu können.“

- „Die Zulassung zum Studienjahr in Jerusalem war ein Geschenk des Himmels. Hier erlebte ich eine Gemeinschaft von Studenten, Professoren und Mönchen, die gemeinsam den Weg ins Weite wagten, um dem Geheimnis des Göttlichen zu begegnen ... Dir, lieber P. Laurentius, verdanke ich die grundlegende Erkenntnis, daß ich mich mit Juden und Muslimen auf einem gemeinsamen Glaubensweg fühlen darf. Du stelltest meine Füße in den weiten Raum der monotheistischen Ökumene.“

Folgende Aussage aus der Umfrage anlässlich der Jubiläumsfeier in Jerusalem am 6. Februar 2014 fasst das Theologische Studienjahr als Ort der

Begegnung und dessen Bedeutung treffend zusammen:

„Das Highlight meines Studienjahrs war das Gespräch, das begonnen und seitdem nicht mehr aufgehört hat.“

Mafriyana – Der Früchte-Hervorbringer

Mit der Gründung des Theologischen Studienjahres schuf Laurentius Klein einen Ort der Begegnung, der sich über Jerusalem hinaus an die Wirkorte der Absolventinnen und Absolventen fortgesetzt und vertieft hat. Er prägte die „Geisteshaltung und Lebenswege von mehr als siebenhundert jungen Menschen“ und brachte damit Früchte für ökumenische Gespräche, exegetisch-archäologische Erkenntnisse und eine tiefere Verbindung von theologischem Denken und persönlichem Glauben hervor. Laurentius Klein ist Mafriyana – der Früchte-Hervorbringer, dem viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer der letzten 41 Studienjahre prägende Begegnungen verdanken dürften.

- 1 Jorissen, H., P. Laurentius Klein – Gründer des Theologischen Studienjahres Jerusalem, in: Ballhorn, E., u.a. (Hg.), Lernort Jerusalem. Kulturelle und theologische Paradigmen einer Begegnung mit den Religionen, Münster 2006, 241.
- 2 Vgl. Hahn, F., u.a. (Hg.), Zion. Ort der Begegnung. Festschrift für Laurentius Klein zur Vollendung des 65. Lebensjahres, Bodenheim 1993, 3.
- 3 Zwingenberger, U., in einem Nachruf zum Tode Laurentius Kleins 2002 in der Franziskaner-Zeitschrift „Im Land des Herrn. Franziskanische Zeitschrift für das Heilige Land“.
- 4 Jorissen, H., P. Laurentius Klein, 242.
- 5 Vgl. ders., aaO 246.
- 6 Ders., aaO 244.

- 7 Ders., aaO 247.
- 8 Ders., aaO 248.
- 9 Vgl. insgesamt zu dieser Erinnerung ders., aaO 241–248.
- 10 Vgl. Klein, L., Über den Ort der Begegnung, in: Seckler, M., u.a. (Hg.), *Begegnung. Beiträge zu einer Hermeneutik des theologischen Gesprächs*, Graz/Wien/Köln 1972, 119–122.
- 11 Ders., aaO 122.
- 12 Rölver O., Lernort Jerusalem. P. Dr. Laurentius Klein OSB aus Sicht ehemaliger Stipendiaten, in: Ballhorn, E., u.a. (Hg.), *Lernort Jerusalem. Kulturelle und theologische Paradigmen einer Begegnung mit den Religionen*, Münster 2006, 252.
- 13 Hahn, F., u.a. (Hg.), *Zion. Ort der Begegnung. Festschrift für Laurentius Klein (BBB 90)*, Bodenheim 1993, 1.
- 14 Aus der Umfrage zur Jubiläumsfeier in Jerusalem am 6.2.2014.
- 15 Vgl. Rölver, O., *Lernort Jerusalem*, 250.
- 16 Vgl. ders., aaO 249.
- 17 Ders., aaO 250f.
- 18 Ders., aaO 252.
- 19 Ders.
- 20 Vgl. ders., aaO 253.
- 21 Klein, L., *Wüstenvater auf Zeit*, in: Ballhorn, E., u.a. (Hg.), *Lernort Jerusalem. Kulturelle und theologische Paradigmen einer Begegnung mit den Religionen*, Münster 2006, 255–262.
- 22 Zwingenberger, U., Nachruf.
- 23 Hahn, F., *Zion*, 1.
- 24 Titel der ersten Festschrift nach zehn Jahren Studienjahr: Klein, L., u.a. (Hg.), *Pro Memoria. Das Studienjahr der Dormition Abbey auf dem Berg Sion in Jerusalem*, Jerusalem 1983.

Maria Lissek ist Assistentin am Institut für Historische Theologie an der Universität Bern.

Jerusalem Selbstverständlichkeiten in der theologischen Wissenschaft

Von Prof. Dr. Katharina Heyden

Als ich in Jerusalem Theologie studierte, machte ich die Erfahrung, dass vertraute politische Überzeugungen, kulturelle Verhaltensweisen, konfessionelle Gewohnheiten und Zugänge zur Theologie auf zugleich beunruhigende und aufregend befreiende Weise erschüttert wurden.

Nach der Rückkehr an deutsche Universitäten wiederum erschien mir vieles als theologisch, kulturell, ökumenisch und politisch selbstverständlich, was im deutschen Umfeld alles andere als selbstverständlich ist.

Rückblickend würde ich sagen: Im Studienjahr wurden Fundamente für neue Selbstverständlichkeiten gelegt, die mir selbst und offenbar auch vielen anderen Studienjählern nach kurzer Zeit so selbstverständlich waren, dass sie fast banal schienen, die aber für andere Kommilitonen und akademische Lehrerinnen an deutschen Hochschulen wenig selbstverständlich sind.

Dormitianische Grüppchenbildungen an deutschen Universitäten waren mir meist suspekt, da ich sie primär auf die gemeinsamen Erfahrungen, häufig auch auf den Versuch der Pflege karrierefördernder Kontakte zurückführte. Mit mehr

Abstand aber scheint mir heute, dass es daneben und darüber hinaus eine unausgesprochene Übereinstimmung unter Studienjählern gibt, eine Übereinstimmung, die unabhängig von persönlichen Sympathien und Vorurteilen bestehen kann, ein Einverständnis, das einen theologischen Stil betrifft und daher identitätsstiftend wirkt. Dieser theologische Stil, so meine Überzeugung, ist wohlthuend, ja notwendig für die Theologie. In der Aus- und Weiterbildung dieses theologischen Stils liegen meiner Ansicht nach der entscheidende „Langzeitwert“ und das Zukunftspotential des Studienjahres.

Fünf stilbildende Selbstverständlichkeiten möchte ich im Folgenden kurz erläutern und zur Diskussion stellen. Studienjählerinnen und Studienjählern mögen sie als Banalitäten erscheinen. Nach meinen akademischen Erfahrungen in Berlin, Rom, Jena und Göttingen sind sie jedoch in weiten Teilen der deutschen und europäischen universitären Theologie alles andere als selbstverständlich und daher keineswegs banal. Wie schön wäre es, wenn es sich um Banalitäten handelte! Damit sie es werden können, müssen sie ausgesprochen und diskutiert, gepflegt und weiterentwickelt werden.

*Erste Selbstverständlichkeit:
Verknüpfung von theoretischer
Reflexion und praktischer
Gestaltung des Glaubens*

Ein wesentliches Merkmal des

Studiums an der Dormitio ist die Lebens- und Lerngemeinschaft im Studienhaus. Jedes Studienjahr muss neu für sich definieren, welche Bedeutung geistliche Praxis haben soll, und zwar für jeden einzeln und für die Gemeinschaft. Aber auch die ständige Präsenz gelebten Glaubens in Jerusalem – angefangen bei der Abtei und dann auf Schritt und Tritt – macht eine von konkreten Glaubensbezügen absehende Theologie vor Ort zu einer Unmöglichkeit. Das hat fast unvermeidlich Auswirkungen auf die persönliche Lebensgestaltung.

Ich selbst kann mir theologisches Denken ohne persönliche Gebetspraxis nicht vorstellen und habe die Verbindung von Wissenschaft und (ehrenamtlichem) Pfarramt immer als konstitutiv für meine theologische Existenz empfunden. Als Wissenschaftlerin ist mir dabei wichtig, dass sich das Denken selbst verändert: Es werden andere Fragen und Fragen anders gestellt. Den Quellen meines Faches, der Älteren Christentumsgeschichte, kann man gar nicht gerecht werden, ohne die geistliche und lebenspraktische Dimension als Hintergrund und Horizont jeder Theologie im Blick zu haben. Das oft thematisierte mühsame Ringen um eine Verbindung beider Aspekte kann ich selbst nur schwer nachvollziehen, da ich Denken und Beten als eine – zwar spannungsvolle, aber daher auch spannende – Einheit erlebe. Ich kenne viele ehemalige Studienjähler in Pfarramt und Universität, denen es ähnlich geht. Gerade heute, in Zeiten vagabundierender Spirituali-

täten und boomender Pseudowissenschaftlichkeit und angesichts einer auch von Vikaren und Pfarrerinnen gern betonten Gegensätzlichkeit von Theorie und Praxis ist es aber wichtig, theoretische Reflexion und Lebenspraxis des Glaubens so miteinander zu gestalten, dass die Klarheit des Gedankens und des Gebetes gefördert werden und sich gegenseitig verstärken anstatt zu vernebeln. Hierfür ist, so meine ich, das Studienjahr in Jerusalem eine selten gute Schule.

Zweite Selbstverständlichkeit: Vielfalt theologisch relevanter Quellen

Viele theologische Disziplinen arbeiten häufig noch immer sehr textorientiert. Ikonographische und archäologische Quellen werden ausgespart oder lediglich als Illustrationen genutzt. Im Studienjahr lernt man, besonders in den historisch-exegetischen Fächern, solche Quellen als eigenständige Quellen zu interpretieren und zu Texten ins Verhältnis zu setzen. Auch die Systematiker unter den Theologinnen sind für ein Jahr einmal mit Realia konfrontiert, an denen vorbeizudenken in Jerusalem schwerfällt, wenn nicht unmöglich ist. Und so kehrt man zumindest mit einem Bewusstsein für die Vielfalt und Eigenständigkeit der Quellen und mit der Frage zurück, welche Methodik den unterschiedlichen Quellengattungen angemessen ist und welchen Beitrag die Zusammenschau zur Theologie leistet – und

trifft häufig auf eine Zunft, die allein schon diese Fragen für theologisch irrelevant hält.

*Dritte Selbstverständlichkeit:
Innertheologische Interdisziplinarität*

Mit dem Leitthema für jedes Studienjahr ist von vornherein eine interdisziplinäre Perspektive angelegt. Dies hat zwei Dimensionen, die von großer aktueller Relevanz sind: Zum einen wird, bei aller notwendigen und attraktiven fachlichen Spezialisierung, das Ganze der christlichen Theologie im Blick gehalten. Als ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin in Jena einmal vorschlug, in einem Semester thematisch abgestimmte Lehrveranstaltungen zu einem theologischen Topos anzubieten, erschien dies als eine neue, innovative Idee. Für mich war es eigentlich eine Selbstverständlichkeit.

Aber auch in interkonfessioneller und interreligiöser sowie in hochschulpolitischer Hinsicht ist innertheologische Interdisziplinarität keineswegs etabliert und wäre doch so wichtig. Theologische Fakultäten in Deutschland erwecken aufgrund ihrer konfessionellen Bindung – und den daraus erwachsenden praktischen Konsequenzen bis hin zu klandestinen Konversionen, um an einer bestimmten Fakultät promovieren zu können! – noch immer den Eindruck, als könne das Christentum, schlimmer noch: eine spezifische christliche Konfession, Anspruch

darauf erheben, allein „die Theologie“ an einer Universität zu vertreten. Im Studienjahr ist es dagegen selbstverständlich, dass auch Vertreterinnen von Islam und Judentum ihre Theologie präsentieren, und dadurch entsteht nicht nur ein Bewusstsein für die Kontextualität jeder, auch der eigenen, Theologie, sondern auch eine akademische Diskussion darüber, was Theologie eigentlich sei.

Die Einsicht, dass das Christentum, und gar eine einzelne Konfession, kein unhinterfragbares Abonnement auf Theologie beanspruchen kann, ist nach meinem Eindruck an deutschen Universitäten keineswegs eine Selbstverständlichkeit.

*Vierte Selbstverständlichkeit:
Ökumenische Stilbildung*

Dass Ökumene nicht allein in Kommissionen und Papieren besteht, sondern auch und vielleicht sogar in erster Linie eine Frage des Stils ist, wird im Studienjahr in Jerusalem fast täglich reflektiert, vor allem aber: immer wieder eingeübt, mit allen Enttäuschungen und Frustrationen, die solche Übung mit sich bringt. Wie häufig begegnet man Theologinnen und Theologen aller Konfessionen, die sich in ökumenischen Fragen auf eine Weise äußern, die den Anspruch erkennen lässt, die jeweils andere Seite besser zu kennen und genauer zu verstehen, als sie sich selbst versteht. Diese Haltung ist mir in Jerusalem gründlich ausgetrieben worden. Ich lernte, Gast zu sein und mich entsprechend zu verhalten. Mit

der Zeit ist mir das immer wichtiger geworden, ich halte das Gastseinkönnen (nicht nur ökumenisch, sondern auch existenziell) für die angemessene Entsprechung zum christlichen Weltverständnis. Nur wer sich aufs Gastsein versteht, wird auch die Gastfreundschaft in angemessener Weise gewähren können.

*Fünfte Selbstverständlichkeit:
Politische Dimensionen von
Religion*

Die enge und allgegenwärtige Verknüpfung von Religion und Politik ist einer der wesentlichen Stressfaktoren, die sich mit einem Studium in Israel verbinden. Die politische Situation prägt die „Stimmung“ von Studienjahren, entscheidet darüber, ob und in welchem Ausmaß eine Teilhabe am normalen Leben der Stadt möglich ist – wobei sich die Vorstellung davon, was ein „normales Leben“ ist, in Israel gegenüber Deutschland selbst in ruhigen Zeiten drastisch verändert.

Dass Religion bei genauem Hinsehen nicht die Wurzel des politischen Nahost-Konflikts ist, sondern nachträglich von allen Seiten dazu stilisiert wurde, macht die Situation nicht weniger problematisch. Aber diese Einsicht ist für Theologinnen und Theologen in Kirche und Gesellschaft von großer Bedeutung. Niemand, der in Jerusalem studiert hat, kommt umhin, den Zusammenhang von Religion und Politik zu reflektieren. Vor allem aber übt man täg-

lich, mit ihm umzugehen. Dies ist mit Blick auf viele aktuelle Konflikte anstrengend und manchmal nicht ungefährlich, aber in unserer Zeit für Gesellschaft und Theologie ungeheuer wichtig.

*Theologisches Bewusstsein für
Komplexität*

Wenn ich die Summe der genannten Selbstverständlichkeiten bilden sollte – und man müsste sie gewiss ergänzen –, dann würde ich diese Summe als Bewusstsein für und Übung im Umgang mit religiöser Komplexität bezeichnen. Ob dieses Bewusstsein mit positiven Erfahrungen erworben wird, ob es Freude oder Leiden an der Vielfalt zur Folge hat, das hängt stark von den konkreten Erfahrungen ab, die man im Studienjahr als Individuum und als Gruppe macht.

Ich bin aber überzeugt, dass die theologische Wissenschaft die genannten Selbstverständlichkeiten, jede einzeln und in der Summe, dringend braucht und pflegen sollte, um in unserer komplexen religiösen und kulturellen Welt gesprächsfähig zu bleiben oder überhaupt zu werden. Meine Antwort auf die Frage, ob und warum wir das Studienjahr auch weiterhin brauchen, ist daher: Damit die Jerusalemer Selbstverständlichkeiten auch an deutschen Universitäten selbstverständlich werden!

Ich will nicht sagen, dass die genannten Selbstverständlichkeiten nur in Jerusalem ausgebildet und gepflegt werden. Vieles kann man in

jedem Auslandsstudium lernen und einüben, und das eine oder andere sicherlich auch intensiver als in dem immer etwas abgedeckelten und auch isolierten Studium auf dem Zionsberg. Aber in der Bündelung aller Aspekte scheint mir doch eine Besonderheit und die Stärke des Intensivstudiums an der Dormitio zu liegen. Es wirkt durch die Lern- und Lebensgemeinschaft stilbildend, und die

theologische Wissenschaft braucht diesen Stil. Im Blick auf die Gestaltung der Zukunft des Studienjahres scheinen mir die genannten Aspekte daher auch als kritische Prüfsteine geeignet zu sein: Alles, was diese Selbstverständlichkeiten unterstützt, soll gefördert und ausgebaut werden. Alles andere kann man getrost zur Disposition stellen.

Katharina Heyden ist Professorin für Ältere Kirchen- und Dogmengeschichte sowie die Geschichte interreligiöser Begegnungen an der Universität Bern.

Dieser Artikel wurde als Impulsreferat zur Zukunftswerkstatt Studienjahr „Unver(besser)(gess)lich: Das Theologische Studienjahr in Jerusalem“ Goslar, 12.10.2013 gehalten. (Überarbeitet im Januar 2015)

Der Glaube der Anderen

Theologie in Jerusalem als Weg der Konversio

Abschiedsvorlesung, Jerusalem, 19. März 2013, von Prof. Dr. Margareta Gruber OSF

Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe gekommen. Kehrt um und glaubt dem Evangelium (Mk 1,15). Das ist das erste öffentliche Wort, das Jesus im Evangelium an die Menschen richtet. Metanoie – kehrt um, bekehrt euch, tut Buße. Dieser Ruf hallt seither durch die Geschichte; nicht selten hat er sich mit radikalen, unduldsamen, gewalttätigen Haltungen und Aktionen verbunden, die das Christentum begleiteten und belasten. Über Konversion in dieser Stadt Jerusalem und in diesem Land Israel zu sprechen ist ein prekäres Unterfangen. Zu viele Erinnerungen, zu viele Erfahrungen und dadurch hervorgerufene Ängste verbinden sich mit diesem Wort. Konversion wird mit dem Wechsel der Konfession oder auch der Religion assoziiert, was in diesem Land aus verschiedenen Gründen ein schmerzliches und schwieriges Thema ist. Darum soll es in diesem Vortrag jedoch nicht gehen. Vielmehr möchte ich dieses so belastete Wort mit einer anderen Erfahrung in Verbindung setzen, die es seinem biblischen Ursprung wieder näher bringt.

Damit bin ich auch ganz Franziskanerin, denn Franziskus hat seinen Brüdern mitgegeben, den Weg der Buße sowohl selber zu gehen als auch andere auf diesem Weg der Umkehr zu begleiten. Deshalb wählte ich für meine Gedanken die Überschrift: Der Glaube der Anderen. Theologie in Jerusalem als Weg der Konversio.

Jerusalemener Erfahrung

Ich lebe seit fast vier Jahren in Jerusalem, wo ich seit 2009 das Theologische Studienjahr an der Abtei Dormitio leite und mit jährlich ca. 25 Studenten und Studentinnen der katholischen und evangelischen Theologie intensiv zusammen leben, forschen und studieren konnte.

Zu den immer wieder verstörenden Erfahrungen in dieser „Heiligen Stadt“ gehört religiös aufgeladene oder instrumentalisierte, ideologisch motivierte Gewalt, die sich gegen religiöse oder ethnische Gruppen und Minderheiten richtet. Eines Morgens waren diffamierende Schmierereien auf der benachbarten Klostertür der Franziskaner zu sehen. Am selben Tag rief mich eine jüdische Theologin an – Ruhama –, die für eine israelische Zeitung regelmäßig einen Kommentar zum Wochenabschnitt der Tora verfasst. Sie hat sich vorgenommen, bei hassmotivierten Ausschreitungen zu den betroffenen Opfern zu gehen, um mit ihnen zusammen jeweils diese Bibelstelle zu lesen; sie will sich ihre Heilige Schrift also von den „Opfern“ ideologischer Gewalt auslegen lassen, und das öffentlich in ihrer

Zeitung. Das ist ein konkreter Akt der Versöhnung von prophetischer Dimension: Sie beschuldigt nicht, verteidigt nicht, diskutiert nicht – sie geht hin, hört zu, und wartet ab, was geschieht. Sie lässt die „Anderen“ zu Wort kommen und übt öffentlich – mit ihren Leserinnen und Lesern – eine Haltung des Hörens gegenüber den „Feinden“ ein. Dadurch entsteht eine neue Realität, die sich dem Hass, der Verachtung und der Angst entgegenstellt – eine Realität des Umdenkens, der *Metanoia*, der Umkehr, der Konversio.

Ruhama glaubt daran, dass die Fähigkeit dazu in den Menschen da ist, auch in denen, die hassen. „Frau, dein Glaube ist groß“ (Mt 15,28) – das kann ich nur mit den Worten Jesu zu ihr sagen. In unserem Fall führte das Gespräch dazu, dass ihre jüdischen und meine christlichen Studierenden einen gemeinsamen geistlichen Tag verbrachten.

Die erste Tat Jesu – eine Konversion

Warum erzähle ich das?

Lassen Sie mich noch ein zweites Bild zeichnen, ein Jesus-Bild: Das erste öffentliche Auftreten Jesu als erwachsener Mann geschieht den Synoptikern zufolge am Jordan. „Zusammen mit dem ganzen Volk“, sagt Lukas (Lk 3,21), lässt Jesus die Taufe der Umkehr an sich geschehen. Er zieht hinab an den Jordan und reiht sich inkognito mit den Menschen, den Sündern, in die wartende Menschen-schlange vor dem Täufer Johannes.

Erstaunlich, eigentlich unglaublich: Die erste öffentliche Tat des inkarnierten Logos ist ein Akt der Konversion!

In diesem prophetischen Gestus wird die Haltung deutlich, in der der Menschgewordene in die Welt eintritt: eine Haltung des mitgehenden Hörens. *Kenosis*, Selbstentäußerung, nennt die christliche Tradition nach Phil 2,7 dieses Hinabsteigen in die *conditio humana*. Und dann, als er sich aus dieser solidarischen Beugung aufrichtet, hört Jesus die Stimme, die ihn als den geliebten Sohn anredet. Aus diesem doppelten Hören – auf die Menschen in ihrer Sehnsucht nach Umkehr und Vergebung, und auf die Stimme der wesenhaften Verbundenheit mit dem Vater – kommt der Ruf zur Konversion als sein erstes Wort, das er an die Menschen richtet: „Kehrt um und glaubt!“ (Mk 1,15)

Diese Haltung Jesu habe ich in Ruhama wiedergefunden – oder besser gesagt: Durch sie habe ich Jesu Haltung der Konversio – des mitgehenden Hörens – überhaupt erst verstanden, nicht nur als Exegetin begriffen.

Die Kirche – Konversion im Hören auf die Zeichen der Zeit

Und damit bin ich in der Gegenwart angelangt, nämlich bei der Theologie der Zeichen der Zeit im und nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil.

Christoph Theobald, Jesuit aus Köln, der als Systematiker am Centre Sèvres in Paris lehrt, nennt als die

entscheidende und in gewissem Sinn revolutionäre Entdeckung des Konzils, die es im Dokument *Gaudium et spes* formulierte, die „Wechselseitigkeit“¹ des Auslegungsprozesses zwischen Evangelium und Zeit: Um das Evangelium zu verstehen, braucht es „Gott in Welt“, und um die Welt zu verstehen, braucht es das Evangelium².

Eine Erfahrung dieser Art habe ich Ihnen gerade erzählt: Um Jesus am Jordan zu verstehen, brauchte ich Ruhama, und um Ruhama zu verstehen, brauche ich Jesus im Evangelium. Aus der Relationalität der jesuanischen Verkündigung folgt für die Kirche – in den Fußspuren Jesu – eine Konversion, eine „Bekehrung“ zu einer Haltung des Hörens und Zuhens auf die Anderen und Fremden, in deren Gestalt Gott der Kirche in der Geschichte immer schon entgegen kommt.

Um beschreiben zu können, wo so etwas geschieht, hat die Katholische Kirche im und seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil die Kategorie „Zeichen der Zeit“ eingeführt³. Damit können auch säkular zu beschreibende Vorgänge in der Geschichte und in der Gesellschaft als Gelegenheiten wahrgenommen werden, um den Willen Gottes im Blick auf die tiefsten Fragen der Menschen zu erfüllen.

Für das Konzil war ein solches Zeichen der Zeit zum Beispiel die Ökumenische Bewegung; darauf antwortet u.a. ein Jerusalemer Benediktiner, Laurentius Klein, mit der Gründung des Theologischen Studienjahres vor

genau 40 Jahren. Da mein Lehrstuhl seinen Namen trägt, möchte ich ihn an dieser Stelle dankbar erwähnen. Für Papst Johannes XXIII. in seiner vor 50 Jahren erschienenen Enzyklika *Pacem in terris* waren es die Nord-Süd-Spaltung, die Armutsschere, die Friedensfrage und, im Kontext der Gerechtigkeitsfrage, die damals global noch wenig wahrgenommene Frauenfrage, in denen sich für die Kirche Bewegungen des Geistes zeigten. Heute ist es z.B. auch die Umweltfrage, die Bewahrung der Schöpfung, der diese Bedeutung zuerkannt wird.

Konversio, Bekehrung, hat so verstanden also nichts damit zu tun, andere zu meiner Position oder meiner Religion zu bekehren; sie meint auch nicht primär ein individuelles Leben der asketischen Weltabgewandtheit, obwohl sie eine klare Askese im Sinn einer Unterscheidung der Geister verlangt.

Die Grundbewegung der Konversio als Haltung gegenüber dem Willen Gottes ist nicht eine Abkehr, sondern eine Hinkehr; eine Fähigkeit, sich nicht über den Anderen, sondern mit seiner eigenen Überzeugung unter den Anderen zu stellen in einer Haltung des Hörens. Erst dann, so sagt es das Geschehen am Jordan, bin ich bereit und fähig, die Stimme Gottes zu hören und sein Wort zu empfangen. Umkehr, Konversio, ist somit ein Geschehen, das mich selber verwandelt.

*Der Schritt über die Grenze –
Der Glaube der Syrerin (Mt
15,21–28)*

Lassen Sie mich noch ein weiteres Jesus-Bild nachzeichnen, um die Dynamik einer solchen Konversion bei Jesus besser zu verstehen.

Im Markus- und im Matthäusevangelium begegnet Jesus auf dem Gebiet der phönizischen, also heidnischen Städte Tyrus und Sidon einer Frau, die ihn laut schreiend um die Heilung ihrer Tochter bittet, die von einem Dämon gequält wird. Auffällig ist, dass sie, die Fremde, die Gebetsprache der Psalmen benutzt und Jesus messianisch als Sohn Davids bezeichnet. Sie hat also eine Vorstellung von dem, den sie vor sich hat. Das Verhalten Jesu ist brüskierend: Zunächst ignoriert er sie, und als seine Begleiter die in ihrem störenden Rufen nicht nachlassende Frau durch ein rasches Wunder ihres Meisters im Grunde nur loswerden wollen, scheint er deren Ablehnung noch theologisch zu rechtfertigen: Er sei nur zu den verlorenen Schafen, nämlich dem Haus Israel gesandt. Das wiederholt er dann auch gegenüber der Frau, die sich ihm im Gestus der Unterwerfung entgegen stellt: Es sei nicht recht, das Brot den Kindern wegzunehmen und den Hunden vorzuwerfen. Das hörte sich damals zwar nicht ganz so beleidigend an wie für unsere Ohren, denn es ist nicht von einem streunenden Hund die Rede, den man mit Tritten verscheucht, sondern vom Haushund, den man zwar fütterte, aber eben nicht so wie

die Kinder⁴. Dennoch ist die Botschaft klar: Du gehörst nicht dazu, ich habe dir nichts zu geben. Und dann erfolgt die souveräne Antwort der Frau: „Gewiss, Herr! Und doch fressen ja die Hunde von den Brocken, die vom Tisch ihrer Herren fallen“ (Mt 15,27). Das ist weder patzig-beleidigt noch unterwürfig-demütigt, sondern sie widerspricht ihm geistesgegenwärtig und entschlossen im gleichen Bild, das er gewählt hat. Sie argumentiert theologisch! Und tatsächlich – der Herr gibt sich geschlagen! „Frau, dein Glaube ist groß“ (Mt 15,28). Das klingt erstaunt, überrascht, anerkennend. Jesus entdeckt bewundernd einen Glauben in der Frau, dem er sich unterstellt: „Was du willst, soll dir geschehen“ (Mt 15,28).

Über diese Begegnung Jesu mit der Heidin ist in zweitausend Jahren Auslegungsgeschichte viel nachgedacht worden. Es geht um die Grenzen der christlichen Botschaft und um das Darüberhinausgehen, um die Ausweitung des christlichen Glaubens, um den Schritt aus dem Stall der Schafe, die Israel sind, in den Lebensraum der Völker, aus dem die Frau wie eine fromme Kundschafterin entgegen zu kommen scheint. Es wird auch deutlich, dass dieser Schritt nicht ohne Auseinandersetzung um seine theologische Legitimität geschah. Beeindruckend ist, wie Matthäus diese Auseinandersetzung in der Begegnung Jesu mit einer heidnischen Frau vorführt. Jesus lernt vom Glauben der Frau, und das vor den Augen seiner Jün-

ger. Er lässt sich herausfordern und überzeugen; die Heilung dokumentiert seine Umkehr, seine Konversio. Wenn man dies nicht so sehen will, muss man in Jesu Dialog mit der syrischen Frau eine Art magistrales Prüfungsgespräch sehen, das ihren Glauben testen will. Aber dann bleibt der schale Beigeschmack, die Not des Menschen sei nur Mittel zum Zweck der Demonstration des Göttlichen. Tiefer berührt es, wenn man in die Geschichte hineingeht, sich mit Jesus von der Syrerin herausfordern und zu einer Konversio bewegen lässt.

Was heißt das heute? Das Christentum hat den Schritt über die Grenze des Hauses Israel hinein in die Völkerwelt schon in der Zeit des Matthäus vollzogen. Die Dynamik der Begegnung könnte damit zum Stillstand gekommen sein, denn man ist ja dem Herrn auf die Seite der Kanaanäerin gefolgt. Im schlimmsten Fall wendet man sich nun gegen die sogenannten verlorenen Schafe, also Israel, das man theologisch hinter sich gelassen zu haben glaubt. Dann hätte man der Frau, im Unterschied zu Jesus, jedoch nicht genau zugehört, denn sie scheint davon auszugehen, dass es weiterhin die Brocken vom Tisch der Kinder Israels sind, die die Hunde ernähren, und diese Brocken und keine anderen will sie für ihre eigene Tochter haben. Das bedeutet, der Text schneidet die Verbindung zwischen der Kirche und Israel gerade nicht ab. Heute könnte es sogar sein, dass das „Haus Israel“ der christlichen Theologie auf neue Weise, „von außerhalb“, als Zeichen

der Zeit entgegen kommt – gerade in diesem Land.

Der Skopos der Erzählung liegt also in der Konversio Jesu über die Grenzen seines eigenen theologischen Denkens hinaus, die durch den Glauben der Frau provoziert wird. In die Welt, die sich vor dem Text eröffnet, einzutreten bedeutet, sich dieser grenzüberschreitenden Dynamik auszusetzen⁵.

Wo stellt sich die Frau mit ihrem Glauben heute fordernd in den Weg? Wodurch wird christliche Theologie heute provoziert, ihr Denkrevier zu verlassen und sich diesem Glauben der Anderen hörend zuzuwenden? Das 40. Studienjahr untersuchte in besonderer Weise das Verhältnis von „Religion und Moderne“ jenseits von Säkularisierung und sogenannter „Wiederkehr der Götter“. Auf diese Weise ist uns die Syrerin in der Gestalt modernen und postmodernen Denkens entgegengetreten; zu nennen sind auch säkulare naturwissenschaftliche „Glaubensweisen“, die den christlichen Wahrheitsanspruch und den Anspruch jeder Religion in Frage stellen. Die größte Herausforderung, die uns im Studienjahr jedoch begleitet hat, war – gerade im Spannungsfeld von Religion und Moderne – die Präsenz der anderen Religionen und ihrer lebendigen Vertreterinnen und Vertreter in Jerusalem. Die Frage nach einer Theologie der Religionen, die den Wahrheitsanspruch der je eigenen Religion festhalten kann ohne ausgrenzende Überlegenheitsansprüche aufzustellen, wurde zu einer drängenden, oft

an schmerzliche Grenzen des Denkens und des Glaubens führende Frage. Das Erleben der Gesellschaft des Nahen Ostens zeigt die essentielle Verbindung der Religionsfrage mit der Friedens- wie der Gerechtigkeitsfrage und zugleich die aporetische Handhabung dieser Verbindung. Aber auch der Blick in das für die Studierenden bald wieder heimatliche Deutschland zeigt, dass man sich einer theologischen Begegnung und Auseinandersetzung mit den anderen Religionen nicht entziehen kann. Nicht nur die Dringlichkeit, sondern auch die großen Hoffnungen und die Chance, die sich mit dem Thema „Dialog der Religionen“ verbindet, zeigen, dass hier ein Zeichen der Zeit zu erkennen ist. Johannes Paul II. hat darauf mit seinem prophetischen Gestus des Friedensgebetes in Assisi 1986 geantwortet.

Der Glaube der Anderen – das Zeichen der Zeit heute

Christoph Theobald geht jedoch noch einen Schritt weiter und bezieht nicht nur die gläubigen, sondern explizit auch die religionslosen, eventuell indifferenten Menschen in dieses Zeichen mit ein⁶. Dem entspricht es, wenn im Friedensgebet in Assisi 2011 neben den Vertretern und Vertreterinnen der Weltreligionen auch vier Vertreterinnen und Vertreter der Nicht-Gläubigen und Indifferenten zu Wort kamen. Für Theobald ist grundsätzlich der „Glaube des Anderen“ das Zeichen der Zeit, das es zu entdecken und zu deuten gilt: „(...)

der Glaube des Anderen, in seiner dem Bösen sich widersetzenden und die Menschen zusammenbringenden Lebenskraft, die (...) bewundernswürdig ist“⁷. Theobald hat hier die „Großwetterlage“ der französischen Kirche in Europa im Blick, die mit einem „offenen Laizismus“ lebt⁸. Doch gilt das, was er beschreibt, nicht auch für unsere Heilige Stadt, in der Religion aus jedem Stein dringt und in der man dennoch oft die bange Frage stellt, wo die Kraft zu finden sei, sich dem Bösen zu widersetzen und die Menschen zusammenzuführen? Religion und Moderne: Im Nahen Osten, dessen Konflikte sich in Jerusalem wie in einem Brennglas entzündlich bündeln, bekommt diese Frontstellung noch eine andere Brisanz; vielleicht schauen wir aus Europa deshalb so aufmerksam oder ängstlich auf das kleine Stück Land, weil hier im überheizten Gewächshaus etwas geschieht oder nicht geschieht, was auch für die Entwicklung in Europa und darüber hinaus Bedeutung hat.

Ich habe immer wieder versucht, diese Stadt Jerusalem zu „lesen“. Natürlich las ich viel über sie – in Texten und Büchern über ihre Geschichte, über ihre Steine und Gebäude, auch über ihre Menschen. Ich suchte nach Zeichen des Wirkens Gottes in diesem gequälten Heiligen Land, dieser zerrissenen Heiligen Stadt. Es waren Erfahrungen wie die mit Ruhama, Begegnungen mit dem Glauben der Anderen, die mich nicht nur menschlich beeindruckt, sondern die auch mein theologisches

Denken verändert haben. Ich könnte von mehreren solcher Menschen erzählen. Da manche von ihnen hier unter uns sitzen, tue ich es nicht. Sie haben mich ermutigt, vor aufragenden Grenzen nicht zurückzuweichen, sondern zu fragen, ob und in welcher Gestalt mir darin der Wille Gottes entgegen kommt. Wenn das aber der Fall ist, dann geht es unter Umständen darum, auch Schritte über Grenzen hinaus zu tun und sie, je nach Situation, anderen behutsam zu ermöglichen.

Der Glaube der Anderen – Theologisches Studienjahr als Schule der Wahrnehmung

Wenn die Studierenden des Theologischen Studienjahres ihre Erfahrungen in Jerusalem zur Sprache bringen, geht es immer wieder um die so unterschiedlichen, teilweise paradox und gegensätzlich nebeneinander stehenden Wahrnehmungen, mit denen sie täglich konfrontiert werden. In Jerusalem zu leben bedeutet eine immer neue Entscheidung, in welcher Weise und bis zu welchem Grad man sich diesen Eindrücken aussetzen will. Ich möchte versuchen, einige Etappen dieses Weges unter dem Stichwort der Begegnung mit dem Glauben der Anderen zu fassen. Damit möchte ich nicht nur Euch, den anwesenden Studierenden, eine Möglichkeit der Deutung Eurer Erfahrungen anbieten, sondern ebenso Sie, die heute Abend gekommen sind und so Ihre Verbundenheit

mit dem Theologischen Studienjahr zum Ausdruck bringen, ein wenig an unserem Leben und an unserem Glauben teilnehmen lassen.

Die erste Phase unseres Zusammenlebens war gekennzeichnet durch das Sich-Kennenlernen von 25 Menschen unterschiedlicher Herkunft und Glaubensprägung. Wir haben begonnen, ein ökumenisches Studienjahr zu leben. Dazu gehören gemeinsame Studientage wie gemeinsame Suche nach Formen des Gebets und des Gottesdienstes, in denen jeder Einzelne seine Spiritualität und seinen Glauben ausdrücken kann und die gleichzeitig den Anderen wahrnehmen und respektieren. Nicht alle Fragen fanden eine Antwort, manche Erwartungen blieben unerfüllt, Enttäuschungen konnten wir nicht immer vermeiden. Doch ist uns manches in einer Selbstverständlichkeit geglückt, die vielleicht gar nicht mehr auffiel. Persönlich verbinde ich das Leben in der unmittelbaren Nähe des Abendmahlssaales mit der theologischen Überzeugung, dass wir Christen die Einheit nicht durch unsere Anstrengung bewerkstelligen können. Die Einheit ist der Kirche, und hier kann sie nicht konfessionell verstanden werden, in ihrem Ursprung gegeben, in der Lebenshingabe Jesu von Gott geschenkt. Unsere Anstrengung ist gefordert, diese Einheit in der Geschichte sichtbar zu machen. Der theologische, liturgische und spirituelle Reichtum der christlichen Kirche, wie er sich in der kleinen Stadt Jerusalem abbildet, wird unser Bild der *una sancta catholica et apos-*

tolica bleibend prägen; doch auch der Schmerz um die Verdunkelung der uns aufgetragenen Einheit wird für viele ein bleibender Stachel sein.

Diese ökumenischen Erfahrungen begleiteten uns, wenn wir unser Studienhaus Beit Josef verließen und, zunächst mehr als Zuschauer, am Glauben der Anderen teilnahmen, indem wir die jüdischen Feste mitfeierten und damit begannen, Synagogen zu besuchen. Um nicht nur Zuschauer zu bleiben, haben wir es unternommen, auch unser Haus und unsere Gemeinschaft „Anderen“ zu öffnen, um ihren Glauben kennenzulernen und unseren Glauben mit ihnen zu teilen. So hatten wir zwei tief beeindruckende gemeinsame Studientage mit Studierenden des Hebrew Union College. Nicht nur die Religion war es, die uns dabei berührte, sondern die gelebte Religiosität von Menschen, die sich als Seelsorger und Seelsorgerinnen, als Rabbiner und Rabbinerinnen für dieses Land vorbereiten. Die Wahrnehmung einzelner Biographien in ihrer Pluralität zeigte uns die lebensgeschichtlich-plurale (nicht pluralistische) Verortung von Theologie und Glauben und die Notwendigkeit, Gottesrede heute auf einem langen Weg der persönlichen Aneignung reifen zu lassen, wenn sie in der Welt gehört werden soll⁹. Die Entdeckung, gemeinsam, wenn auch auf unterschiedlichen Wegen, zu dem Ziel unterwegs zu sein, in einer säkularen und postsäkularen Welt die Gottesfrage wach zu halten, war eine von Freude begleitete geistliche Überra-

schung. Rabbinerin Dalia Marx bin ich besonders dankbar für ihr mutiges theologisches Wort, dass solchem Geschehen angesichts der wachsenden religiösen Intoleranz eine „erlösende Dimension“ zukomme.

Solche wichtigen Augenblicke erlebten wir immer wieder, wenn uns verschiedene jüdische Dozierende an ihrem theologischen Ringen und ihrem konkreten politischen Engagement für ihr Land teilhaben ließen. Hier stand ich zuweilen bewundernd vor dem „Glauben des Anderen, in seiner dem Bösen sich widersetzen und die Menschen zusammenbringenden Lebenskraft“, um dieses Zeichen der Zeit noch einmal so zu benennen. Nicht alles haben wir verstehen können, aber wir haben gelernt, uns immer wieder neu auf unterschiedliche Perspektiven einzulassen und die Spannung auszuhalten, nicht sofort urteilen zu können, vielleicht uns überhaupt manchen Urteils enthalten zu müssen.

Im Januar diesen Jahres wagten wir es dann, drei Wochen unseres Studienjahres für ein christlich-islamisches Werkstattseminar zu riskieren – ich verwende das Wort mit Bedacht, denn es hätte auch schief gehen können. Drei Wochen lang die Gruppe um fast die Hälfte zu erweitern und neun junge angehende muslimische Theologen und Theologinnen aus islamischen Fakultäten in Deutschland aufzunehmen, um mit ihnen zusammen zu leben und zu studieren, bedeutete so etwas wie ein Studienjahr im Studienjahr. Der Hintergrund für diese neue Initiative

ist eine bemerkenswerte Entwicklung in Deutschland, wo im letzten Jahr sowohl Fakultäten islamischer als auch jüdischer Theologie an deutschen Universitäten eingerichtet wurden. Das eröffnet neue Perspektiven, bedeutet vielleicht auch eine neue Verantwortung für die deutsche christliche Theologie in Jerusalem. Das Projekt „Christlich-Islamische Werkwochen“ ist gelungen und war unter den vielen Prüfungen, die man im Studienjahr machen muss, vielleicht die anspruchsvollste, weil sie theologische, menschliche und religiöse Kompetenz herausforderte. Die Gruppe der Studierenden hat sie mit Bravour bestanden, und ich möchte an dieser Stelle ihnen, aber auch den muslimischen Gästen für ihre Offenheit und theologische Neugier und Lernbereitschaft herzlich danken. Ich zitiere aus einem Text, in der eine Gruppe christlicher Studierender ihre Erfahrung reflektiert. Sie schreiben: „Das Zusammenleben mit den muslimischen Studierenden auf engstem Raum forderte uns dazu heraus, Haltungen wie Dialogbereitschaft und Ambiguitätstoleranz, Sensibilität für und Rücksichtnahme auf die Lebensweise von Menschen einer anderen Religion neu einzüben, welche für das Leben in religiös pluralen Kontexten von großer Bedeutung sind. (...) Als ein für den christlich-muslimischen Dialog beispielgebendes Projekt können die Werkwochen einen – obgleich bescheidenen – Beitrag zur Verständigung der Religionen und Kulturen und damit zum Frieden in der Welt leisten.“ Die muslimischen

Studierenden hoben hervor, dass es einen Unterschied macht, ob man sich „in einem luftleeren Raum als Akademiker“ oder „als praktizierender Theologe“ begegnet. Im letzteren Fall begegne man sich, so schreiben sie, „nicht nur im Seminarraum, sondern auch im jeweiligen Gottesdienst des Anderen und sieht die Stadt Jerusalem aus dem jeweils anderen Blickwinkel. Man nimmt nicht mehr monadisch die eigene Perspektive und Tradition auf Jerusalem wahr, sondern erlebt die Stadt in ihrer ganzen religiösen Vielfalt und in ihrem religiösen Charisma. Insbesondere in dieser Atmosphäre lässt sich ein tiefergehendes Verständnis für den Anderen entwickeln und gleichzeitig das Bewusstsein für das eigene Glaubensverständnis schärfen.“ Soweit einige Blitzlichter aus der christlich-muslimischen Werkwoche.

Beide Studierendengruppen, die christliche und die muslimische, haben ihren Wunsch ausgedrückt, dass diese Erfahrung der Begegnung zweier Religionen erweitert werden möge um den dritten Teilnehmer, der eigentlich der erste ist, das Judentum. Ohne diesen wichtigen „Dritten“ wird das christlich-islamische Gespräch auf Dauer nicht geführt werden können. Bei Überlegungen mit jüdischen Kollegen und Kolleginnen über die Möglichkeiten gemeinsamen Studierens von jungen Theologinnen und Theologen aller drei Religionen in Jerusalem fand ich mich einig mit ihnen im Ziel, gemeinsam theologisch gegen religiöse und politische Fundamentalis-

men arbeiten zu wollen. In diesem Zusammenhang wird in Deutschland vermehrt auf den „immer mehr grassierenden Anti-Islamismus“ hingewiesen, in dem „Stereotypen des christlichen Antijudaismus“ jetzt auf den Islam übertragen werden¹⁰. Das lässt aufhorchen. Umso mehr muss es ein Ziel des Theologischen Studienjahres als deutsches Elitenförderungsprogramm sein, innerhalb seiner Möglichkeiten einen Beitrag zu leisten zur Entwicklung eines theologischen Denkstils und einer theologischen Kultur, die sich solchen Tendenzen der Unduldsamkeit und Ausgrenzung entgegenstellt. „Wer unterwegs zu Gott ist, kann nicht umhin, den Frieden zu vermitteln, wer den Frieden aufbaut, kann nicht umhin, sich Gott zu nähern.“ Mit diesen Worten lud Papst Benedikt XVI. 2011 zum Weltgebetstag für den Frieden in Assisi ein. Ein Papst Franziskus wird nicht anders können als diesen Weg weiterzugehen – und ein Theologisches Studienjahr kann sich ihm nur anschließen. Um jedoch auf diesem Weg nicht müde zu werden, bedarf es des Glaubens, von dem hier die Rede war: Der sich dem Bösen widersetzt und die Kraft hat, Menschen zusammenzubringen.

Das Studienjahr, das nun zu Ende geht, war reich an Erfahrungen, die hier nicht zur Sprache kommen konnten. Ich will es auch keinesfalls auf die eben genannten Aspekte reduzieren. Von unseren archäologischen und landeskundlichen Exkursionen von Dan bis Beer Sheva und weiter in den Negev und den Sinai

habe ich gar nicht gesprochen. Sie gehören zentral ins Studienjahr, das zu großen Teilen unterwegs stattfindet. Mit all dem war es für Jede und Jeden von Euch, liebe Studierende, ein ganz individuelles und einzigartiges Jahr, sowohl für Eure theologisch-wissenschaftliche Prägung wie für die Bildung Eurer religiösen Persönlichkeit. Wenn Konversio Verwandlung bedeutet, bin ich der Meinung, dass Ihr im vergangenen Jahr in den verschiedenen Begegnungen, denen Ihr Euch ausgesetzt habt, einen solchen Euch verwandelnden Weg der Konversio gegangen seid – und ich mit Euch nach meinen Kräften. Ich meine, dass darin unser/Euer Glaube einen Weg der vertieften persönlichen Aneignung gegangen ist, den ich für eine der Voraussetzungen halte, um in säkularem oder postsäkularem oder wie immer bezeichnetem Zeitalter glaubhaft von Gott reden zu können. Wir haben miteinander eine Theologie gelebt, die sich dem Auseinanderdriften von Glaube und Leben entgegenstellt, ohne dass wir uns der intellektuellen Herausforderung entzogen hätten, im Gegenteil: Wir haben eine Theologie versucht, die in den Erfahrungen von Kontingenz und Bruchstückhaftigkeit nach Gott zu fragen und von Gott zu reden wagt; die fähig ist, in konkreten Ausdrucksformen des Glaubens, und zwar eben auch des Glaubens der Anderen, die Spuren Gottes wahrzunehmen und zur Sprache zu bringen¹¹. Vielleicht wird so in Jerusalem etwas von dem sichtbar, was es für heute und für morgen heißen kann,

ökumenisch Theologie zu studieren.

- 1 Vgl. Theobald, C., Zur Theologie der Zeichen der Zeit. Bedeutung und Kriterien heute, in: Hünermann, P. (Hg.), Das Zweite Vatikanische Konzil und die Zeichen der Zeit heute, Freiburg 2006, 71–84, hier 72.
- 2 Vgl. ders., aaO 72f. mit Bezug auf Gaudium et spes 4.11.44.
- 3 Im Konzilsdokument Gaudium et spes 11 heißt es: „Im Glauben daran, dass es vom Geist des Herrn geführt wird, der den Erdkreis erfüllt, bemüht sich das Volk Gottes, in den Ereignissen, Bedürfnissen und Wünschen, die es zusammen mit den übrigen Menschen unserer Zeit teilt, zu unterscheiden, was darin wahre Zeichen der Gegenwart oder der Absicht Gottes sind. Der Glaube nämlich erhellt alles mit einem neuen Licht (...)“.
- 4 Vgl. Luz, U.; Das Evangelium nach Matthäus, EKK I/2, Neukirchen-Vluyn 1990, 435.
- 5 Wenn ich das Neue Testament aufschlage, finde ich darin nicht nur die Welt des historischen Jesus und der Apostel im ersten Jahrhundert. Von der französischen hermeneutischen Philosophie vor allem Paul Ricoeurs habe ich gelernt, dass die oben genannte Wechselseitigkeit des Auslegungsprozesses zwischen Evangelium und Welt auch für das Verhältnis des Exegeten zum Text der Heiligen Schrift gilt: Indem ich den Text auslege, interpretiert er mich. Wenn ich also im Folgenden nach dem Glauben der Anderen in den Begegnungen Jesu frage, dann erwarte ich davon nicht nur ein rekonstruierendes Verstehen, sondern einen Zugang zu dieser Welt der Bibel, die ich selber betreten und bewohnen kann, die mein Weltverständnis und mein Handeln herausfordert und verwandelt. Vgl. dazu Gruber, M., Verwandelnde Interpretation. Zum Verhältnis von Exegese und lebendiger Schriftauslegung, Anzeiger für die Seelsorge 5, 2007, 11–15; Dies., Wandern und Wohnen in den Welten des Texts. Das Neue Testament als Heilige Schrift interpretieren (SNTU 29) Linz 2004, 41–65.
- 6 Theobald 2006, 71.
- 7 Ders., aaO 83.
- 8 Ebd.
- 9 Vgl. dazu Eckholt, M., In der Spur Jesu Christi: Von Gott reden auf dem Weg der Ausgestaltung von Lebensformen, in: Walter, P. (Hg.), Gottesrede in postsäkularer Kultur, QD 224, Freiburg 2007, 134–166, hier 155.
- 10 Vgl. Joas, H., Glaube als Option. Zukunftsmöglichkeiten des Christentums, Freiburg 2012, 157.
- 11 Vgl. dazu noch einmal Eckholt a.a.O., sowie Faber, E. M., Gottesrede als Geschehen „glücklicher Kontingenz“, in: Walter, P. (Hg.), Gottesrede in postsäkularer Kultur, QD 224, Freiburg 2008, 96–134.

Sr. Margareta Gruber OSF war von 2009–2013 die erste Inhaberin des Laurentius-Klein-Lehrstuhls für Biblische und Ökumenische Theologie an der Dormitio. Seit 2008 hat sie den Lehrstuhl für Neues Testament und Biblische Theologie an der Theologischen Fakultät der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Vallendar/Koblenz inne; dorthin ist sie im Wintersemester 2013 wieder zurückgekehrt.

40 Jahre Theologisches Studienjahr Jerusalem

Aus der Perspektive von Politik und Gesellschaft

Von Dr. Claudia Lücking-Michel

In der Reihe der heutigen Grußworte und Reden wird mein Beitrag unter dem Titel „Sichtweisen“ angekündigt – genauer „Sichtweisen von Politik und Gesellschaft“. Ein vermessener Auftrag. Sichtweisen der Politik und der Gesellschaft kann ich nicht beschreiben.

Was ich bestenfalls liefern kann, sind meine eigenen Sichtweisen, ist ein Blick zurück auf mein eigenes Studienjahr 1984/85 als eine Theologiestudentin, die nach ganz verschiedenen beruflichen Stationen inzwischen als Bundestagsabgeordnete in der Politik tätig ist.

Was ich dann auch versuchen kann, ist ein Blick voraus auf das, was ich für unsere Gesellschaft als bildungspolitische Ziele sehe, wenn ich jetzt im Bildungsausschuss als Berichterstatterin zuständig bin für die Internationalisierung des deutschen Hochschulwesens. Und Sie ahnen, beide Sichtweisen hängen natürlich zusammen:

Ich selbst war vor jetzt 30 Jahren in Jerusalem im 12. Studienjahr, weit vor jeder Intifada, vor dem zweiten Irakkrieg, vor 9/11, aber auch

vor dem zweiten Libanonkrieg, den diversen Gaza-Feldzügen und dem Bau einer Mauer quer durch Jerusalem und die Westbank. In Deutschland wurde zu der Zeit an die Wiedervereinigung nur noch mehr oder weniger hypothetisch gedacht, ein Hauptstadttumzug von Bonn nach Berlin war überhaupt nicht auf dem Schirm, die Einführung des Euros nur etwas für Visionäre.

Ich selbst war damit in Jerusalem aber auch im Vergleich zu heute 30 Jahre näher am Holocaust, an der Staatsgründung Israels, am Jom-Kippur-Krieg. Ich weiß noch sehr genau wie es war, als ich in der einschlägigen Buchhandlung in der Neustadt bemerkte, dass der Inhaber jedes Wort versteht, aber sich weigerte ein Wort Deutsch für die Verständigung zu akzeptieren, geschweige denn selbst zu sprechen. Ich erinnere mich an den Besuch bei palästinensischen Christen in Bethlehem und das Gespräch über ihre Alltagsnöte. Sehr beeindruckt hat mich ein Überlebender, der als Kind im Heim mit Janusz Korczak gelebt hatte, dem Ghetto entkam und trotzdem bzw. gerade deshalb mit uns deutschen Studenten intensiven Austausch suchte.

Bis ich damals in Jerusalem ankam, hatte ich schon viele Schulstunden und ein halbes Geschichtsstudium zur Geschichte Deutschlands im Nationalsozialismus hinter mir; hatte Fakten und Jahresdaten zur Geschichte Israels für die DAAD-Aufnahmeprüfung gepaukt und mich mit dem Grundgesetz und demokratischen Abläufen in meinem Heimat-

land intensiv beschäftigt. Doch erst jetzt, als 22-jährige junge deutsche Studentin in Jerusalem erlebte ich leibhaftig und ganz persönlich, dass das unfassbare Geschehen des Holocaust erst eine Generation von mir entfernt war. Erst jetzt wurde mir klar, dass ich mich nicht vorschnell auf die sogenannte Gnade meiner späten Geburt rausreden, mich als Deutsche meiner Verantwortung für unsere Geschichte nicht einfach entledigen kann.

Den ersten für mich erkennbaren Juden in meinem Leben habe ich erst in Frankfurt auf dem Flug nach Jerusalem gesehen. Aber ich hatte bis dahin auch ebenso wenig mit einem Muslim gesprochen oder mich mit orthodoxen Christen zu ihrer Meinung über uns „Lateiner“ – oder irgendetwas anderes – ausgetauscht. Erst während des Studienjahres durfte ich in Jerusalem die ganze reiche Vielfalt im Heiligen Land in gesellschaftlicher, kultureller und religiöser Hinsicht erleben. Erst jetzt begann ich langsam zu ahnen, wie homogen, es im Vergleich dazu damals zuhause war.

Wie viele Stunden haben wir vor Ort über mögliche Lösungen des Israel-Palästina Konfliktes diskutiert. Wieviel Angst, Wut, Schuld, Unrecht, Verzweiflung oder auch engagiertes Eintreten für nachhaltige, friedliche Lösungen auf beiden Seiten erlebt. Und erst jetzt merkte ich, wie anders Demokratien aufgebaut, Parteien miteinander umgehen und Staaten konstituiert sein können, um zu identifizieren, was vielleicht

typisch für die deutsche Verfassung und unser eigenes Staatswesen ist.

1984 bis 1985 – das war – manchmal muss man sich das erst wieder klar machen – noch eine Zeit ohne Internet, Skype und Handy. Telefonate nach Hause kosteten ein Vermögen und waren ganz besonderen Anlässen vorbehalten. Eine deutsche Zeitung hatten wir als Studienjahr zusammen abonniert und waren froh, wenn wir eine Ausgabe zu lesen bekamen, die nicht älter als zwei Tage war. Die Reise nach Jerusalem war die erste große Auslandsreise für mich, es war überhaupt nicht daran zu denken, mal eben zwischendurch nach Hause zu fliegen

Neue Sichtweisen? Neu taten sich ganze Horizonte für mich auf.

Zugestanden: als Deutsche, als Christin, als Katholische Theologiestudierende, als Frau – da wurde ich im Jerusalem der damaligen Zeit mit einem Riesenbündel an Fragen und Herausforderungen konfrontiert. Die Zeit ist über manches hinweggegangen, andere Unterschiede haben sich dagegen seitdem verschärft.

Auch Auslandserfahrungen als solche haben in diesen Jahren einen anderen Stellenwert bekommen. Wenn wir zu einem Land etwas nicht wissen, schauen wir direkt bei Google nach. Viele Studienaufenthalte im Ausland sind schon allein deshalb nicht mehr so intensiv, da man fast dauernd mit zuhause online verbunden bleibt und genauso permanent am deutschen Nachrichtentropf hängt als wäre man in Deutschland. Doch das eigene Erleben ist mit kei-

ner App zu vergleichen und das Kennenlernen von Menschen und der Aufbau von Freundschaften durch keinen Facebook-Post zu ersetzen. Erste echte, möglichst existenzielle Differenzenerfahrungen ermöglichen wirklich neue Sichtweisen. Dabei muss zur eigenen Erfahrung nicht nur die Information, sondern auch die Reflektion dazukommen, zur inhaltlichen Auseinandersetzung der Aufbau von Beziehungen, wenn es gut geht, weltumspannenden wahren Freundschaften. Es geht darum, Perspektiven zu erweitern, Sichtweisen zu ergänzen oder kurz den berühmten Blick über den Tellerrand hinaus zu wagen.

Die praktischen Möglichkeiten ins Ausland zu reisen sind seit dabei seit 1984 für junge Deutsche vielfältiger geworden: Weltwärts-Programme, Erasmus Plus auch für junge Auszubildende, Rucksackreisen nach dem Abitur in Länder, von denen Abiturienten Anfang der 80er gerade den Namen gehört hatten. Und eben auch – und das ist das Thema heute: Auslands-Studienaufenthalte. Ich betrachte die Mobilität von Studierenden über nationale Grenzen hinweg als ein zentrales Anliegen:

Die Bundesregierung hat sich im Koalitionsvertrag zum Ziel gesetzt, dass 2020 jeder zweite Studienabsolvent bzw. Studienabsolventin studienbezogene Auslandserfahrung gesammelt haben soll. Das ist ein Ziel, das ich gerne und mit ganzer Kraft unterstütze. Zusammen mit dem ebenfalls ambitionierten Ziel, die Zahl ausländischer Studierender

in Deutschland bis zum Ende des Jahrzehnts auf 350.000 zu steigern.

Es geht einerseits darum, die deutsche Wissenschaft zu internationalisieren. Auslandserfahrungen deutscher Studierender und umgekehrt das Willkommen-Heißen internationaler Studierender sowie von Forscherinnen und Forscher in Deutschland sind deshalb politisch erwünscht, weil Wissenschaft an keiner Landesgrenze halt machen kann. Mobilität und internationale Vernetzung sind Voraussetzung für leistungsstarke Hochschulen, Spitzenforschung und Innovation.

Und weil wir wissen, dass zu den größten Hürden für die Auslands-mobilität Finanzierungsprobleme gehören, fördert die Bundesregierung über den DAAD und die Alexander von Humboldt-Stiftung vielfältige Stipendienangebote.

Doch andererseits liegt der Wert eines Studienaufenthaltes in einem fremden Land, einer fremden Kultur – wie oben beschrieben – vor allem in den Chancen für die persönliche Entwicklung jedes einzelnen Studierenden, der wenigstens zeitweise ins Ausland geht. Der Einfluss von Auslandserfahrungen auf die Entwicklung der Persönlichkeit lässt sich dabei sogar in psychologischen Studien¹ nachweisen: Wenn man Auslandsstudierende und Daheimgebliebene vergleicht, zeigt sich: Die Entwicklung von grundlegenden Persönlichkeitsmerkmalen der mobilen Studierenden ist durch stärkere Zunahme an Offenheit für neue Erfahrungen und Merkmale

wie Altruismus, Vertrauen und Entgegenkommen gekennzeichnet. Ein Auslandsaufenthalt beschleunigt den eigenen Reifungsprozess. Das entspricht der Alltagsbeobachtung: Im Ausland wird man schneller erwachsen.

Besonders wichtig ist dabei natürlich das Eintauchen in eine fremde Kultur, die Verbesserung von Fremdsprachenkenntnissen und ein besseres Verständnis für andere Lebens- und Arbeitsweisen, das Knüpfen von internationalen Kontakten und Freundschaften. Befragungen von Erasmus-Studierenden² bestätigen außerdem: Ein Auslandsaufenthalt verändert nicht nur die Sichtweise auf das Gastland und die dortige Kultur, sondern auch auf das eigene Heimatland. Häufig führt das zu einer höheren Wertschätzung für Aspekte zuhause, die man bisher als viel zu selbstverständlich kaum beachtet hat.

In unserer Welt heute im Jahr 2014 treffen Kulturen, Werte, Traditionen ungefiltert aufeinander. Umso wichtiger sind junge Menschen, die gelernt haben, mit diesen Gegensätzen offen umzugehen, ihre Herkunft auch von einer Außenperspektive zu betrachten, ihre eigenen Sichtweisen in Frage stellen zu lassen und den Dialog mit anderen respektvoll zu führen. Sensibilität, Verständigung – auf diese Fähigkeiten kommt es an. Damit junge Menschen lernen, in globaler Verantwortung zu denken und zu handeln, damit sie zu Brückenbauern werden, sind Auslandserfahrungen im Rahmen des Studiums so eine große Chance.

In einem Erfahrungsbericht eines Teilnehmers des Studienjahrs von 2001/02 ist dazu zu lesen:

„Neben dem vielen Wissen, das ich mir aneignen konnte, und neben den verschiedenen Eindrücken von Menschen, Bauten, Ausgrabungen, Religionen, die ich mitnehme, steht die Erfahrung, dass eben nicht alles so einfach auf einen Nenner zu bringen ist oder zusammenpasst, wie man sich das in Europa am Schreibtisch ausdenkt.“

Mit mehr Fragen zurückkommen als man gegangen ist! Diese veränderte Wahrnehmung kultureller Einflüsse auf das Denken und Handeln, das Einordnen von kultureller Vielfalt, ist es, was das Theologische Studienjahr so wie viele andere Austauschprogramme, aber eben doch einzigartig in seinen Bedingungen, ermöglicht. Es ist deshalb gut und wichtig, dass die Bundesregierung über vielfältige Stipendien den Austausch von Studierenden und Wissenschaftlern ermöglicht. Lebendig wird diese Politik über die Arbeit der Deutschen Auslandsschulen, des Goethe-Instituts, des DAAD und der Alexander von Humboldt-Stiftung; lebendig wird sie über deren Stipendiatinnen und Stipendiaten. Das Theologische Studienjahr Jerusalem ist eines der am längsten laufenden DAAD-Förderprogramme. Gut 1.000 Studierende haben bis heute teilgenommen und erfahren, was es heißt, als Deutsche aufzutreten und wahrgenommen zu werden, für deutsche Politik Verantwortung übernehmen zu müssen, das Gespräch zwi-

schen den Religionen an einem Ort zu führen, wo dies angesichts der Politisierung der Religion sehr schwierig ist. Aber auch Menschen persönlich kennenlernen und Freundschaften über alle Gräben hinweg schließen zu dürfen. Sie haben sich im gegenseitigen Verständnis und im Brückenbauen geübt.

Als Bildungspolitiklerin sage ich: Programme dieser Art sind wichtig. Die Tradition des Studienjahres in

Jerusalem muss unbedingt fortgesetzt werden.

Als Studienjahrlerin sage ich uns allen: Sind wir uns der Chance bewusst, die uns geschenkt wurde, und nehmen wir unsere Verantwortung wahr.

Wir brauchen im 21. Jahrhundert mehr denn je reflektierte Gläubige, informierte Deutsche, begeisterte Europäer und überzeugte Weltbürger.

- 1 Zimmermann, J. / Neyer, F. J. (2013): Do We Become a Different Person When Hitting the Road? Personality Development of Sojourners, *Journal of Personality and Social Psychology* 2013; wichtigste Ergebnisse in: DAAD/HIS-HF: Wissenschaft Weltoffen 2013, Interview mit Julia Zimmermann, 94-97.
- 2 Maiworm/Over (2013): *Studentische Mobilität und europäische Identität*, hg. vom DAAD, Kassel.

Claudia Lücking-Michel ist seit 2013 Mitglied des deutschen Bundestages und seit 2005 Vizepräsidentin des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken.

Verständnisort Jerusalem

40 Jahre Studienjahr – für
Wissenschaft und Theologie

Von Prof. Dr. Felix Körner SJ

Jerusalem ist ein *locus theologicus*. Die Formel ist altbekannt. Als geographische, archäologische, politische, ökumenische und interreligiöse Kontextualisierung gehörte sie bald zum Selbstverständigungsvokabular des Studienjahres; und Professorin Sr. Margareta Gruber hat die Rede vom *locus theologicus* Jerusalem auch zur Eröffnung des Laurentius Klein-Lehrstuhls im Jahre 2010 wiederholt.¹ Fraglos ist die Stadt eine Quelle immer neuer theologischer Erkenntnis: ein inspirierender Lernkontext. Die mit der klassisch-philosophischen Kategorie des τόπος zur Sprache gebrachte Intuition von der Rolle Jerusalems bekommt aber mit dem Heilig-Land-Besuch von Papst Franziskus noch eine neue Dringlichkeit. Jerusalem ist ein Ort, an dem Menschen verstehen lernen – das ist die These dieses Beitrags: das theologische Studienjahr Jerusalem als Verständnisort. Aus drei Richtungen soll dies hier beleuchtet werden.

1 Das Anliegen des Anderen nachvollziehen

Zum 8. Juni hatte Papst Franziskus Šim‘ôn Peres und Mahmūd‘Abbās für ein Friedensgebet eingeladen. Das

Treffen fand an einem frühsonnmerlichen Sonntagabend unter freiem Himmel statt. Es gibt nur ein Wort, sagte dort Franziskus, mit dem man die Spirale von Hass und Gewalt durchbrechen kann, das Wort: „mein Bruder“. Dich als Bruder und Schwester anerkennen kann ich, wenn ich zum Himmel schaue, zu unserem gemeinsamen Vater. Der Blick zum Himmel ändert uns. Es braucht aber mit diesem Blick zusammen noch eine andere Blickrichtung. Welche?

Zwei Wochen zuvor, am 26. Mai, hatte Franziskus beim Jerusalemer Großmufti einen *appello accorato* vorgetragen, einen Aufruf aus bewegtem Herzen. Er machte seinem Namenspatron alle Ehre und sprach entwarfend einfach. Er verwendete nicht das Vokabular des Dialogs. Vier Grundsätze glückenden Zusammenlebens brachte er zur Sprache:

rispettiamoci ed amiamoci gli uni gli altri come fratelli e sorelle! Achten, lieben wir einander als Brüder und Schwestern.

Nessuno strumentalizzzi per la violenza il nome di Dio! Keiner soll den Namen Gottes für Gewalt missbrauchen.

Lavoriamo insieme per la giustizia e per la pace! Arbeiten wir zusammen für Gerechtigkeit und Frieden.

An zweiter Stelle aber hatte er bereits gesagt:

Impariamo a comprendere il dolore dell'altro! Lernen wir den Schmerz des Anderen verstehen.

Zum Blick nach oben, um den Bruder und die Schwester vor dem gemeinsamen Vater anzuerkennen,

gehört auch der Blick ins Herz des Anderen.

Nach Jerusalem kommen nun seit vierzig Jahren Studienjahrler. Sie leben verhältnismäßig lang verhältnismäßig eng in einer verhältnismäßig großen Gruppe zusammen – eine Art Priesterseminarerfahrung. Für die meisten ist das neu, für viele begeistert und für alle zeitweise belastend. Die jungen Menschen erleben diverse Andersheiten: der Charaktere, Orientierungen, Rhythmen, Prioritäten und der Konfessionen. Von Anfang an war das Studienjahr als ökumenisches Projekt entworfen. Die Benediktinerabtei Dormitio bietet einen geradezu natürlichen geistlichen Rahmen. Er steht in einer christlichen Tradition, die sich 1000 Jahre vor der westlichen Konfessionalisierung ihre Regel gegeben hat. Dennoch mag man sie heute als typisch römisch-katholisch wahrnehmen. Evangelische Christen sind bei den Gottesdiensten willkommen, ja, ich habe das Studienjahr nie als konfessionell-katholisch empfunden, als wären die Katholiken die Gastgeber und die Protestanten die Gäste. Die Studienjahrler sind alle erst einmal Gäste und werden dann mehr und mehr heimisch, Gastgeber; und die evangelische Sangesfreude tut sich mit dem Chorgebet oft leichter als der brummelnde Seminarist. Außerdem laden evangelische Studierende durchaus einmal zu einer alternativen, eher freikirchlich wirkenden Bibelkreismorganandacht ein, spielen ihren Kommilitoninnen und Kommilitonen in der Erlöserkirche zur Orgelmeditation auf und sind auch

mit gewichtigen Vertretern im Vorlesungsverzeichnis vertreten.

Trotzdem zeigen sich natürlich Profile, Unterschiede – man beginnt gelegentlich das Typische zu suchen. Aber eine Gegenprofilierung – konfessionelle Identitätsabsicherung durch Abgrenzung – ist gerade nicht die langfristige Auswirkung des Studienjahrs.

Hermeneutisch betrachtet geschieht hier vielmehr etwas äußerst Spannendes. Es ist nicht nur ein Kennenlernen, bereichernde Vielfalt. Hier lernen junge Theologen verstehen, und zwar in einem sehr präzisen Sinne, wie ihn die ökumenischen Lehr-Verhandlungen der letzten Jahrzehnte freilegen konnten: Hinter den Aktionen und Reaktionen des Anderen, seinen früheren und jetzigen, steht ein Impuls, der mir selbst einleuchtet; hier habe ich es – so das Fachwort – mit einem Anliegen zu tun – englisch *concern*, italienisch *preoccupazione*. Mein Gesprächspartner hat ein Anliegen, das ich nachvollziehen kann. Ich kann sehen, wie auch die anderen dem Evangelium treu bleiben wollen und es treffend zur Geltung bringen.

Die Dormitio mit dem Beit Josef, in dem diese spannenden Entwicklungen stattfinden, könnte nun aber wie eine feste Burg wirken, abgeschottet von allen gefährlichen Außenwelten. Nein. Das Theologische Studienjahr ist nicht vor allem ein Abteipraktikum, ist auch kein »Studium in Israel«, sondern lebt, singt und leidet mit Jerusalem, der Stadt, die – wie Šim'ôn Peres nun

wieder in Erinnerung rief – „Frieden“ im Namen tragen mag. Wer dort gelebt hat, hat jedoch unweigerlich auch Gewalt erlebt, hat Hassrufe gehört, hat unzählige Wunden gesehen, und zwar auf unzähligen Seiten. Für die deutschsprachigen Studierenden ist Jerusalem so noch einmal anders Verständnisort.

Sie sehen, was für ein hohes Gut ein Leben in Sicherheit ist, wieviel Liebe, Phantasie, Geduld, Humor, Vergebungsbereitschaft und Verzicht aufzubringen sich lohnt, damit Versöhnungsgeschichten weitergehen können. Wer in der Jerusalemer Altstadt einem Armenier, einem Muslim aus Bethlehem, einem Juden aus Deutschland zuhört, wird aber nicht nur bewundernswert humorvolle und kluge Menschen kennenlernen, sondern oft auch unversöhnte Herzen schlagen hören und vor allem Geschichten erfahren, die sich nicht versöhnen lassen. Mit fast identischen Worten kann jede Partei die eigene Geschichte vortragen: Unser Leid wird in der Welt nicht anerkannt; wir haben alles verloren; wir machen immer wieder neue Versuche, aber die anderen wollen ja keinen wirklichen Frieden.

Die ökumenische Bewegung zwischen Lutheranern und Römischen Katholiken tut nun etwas anderes. Ausgehend von der Einsicht, dass wir Vergangenes zwar nicht ändern können, dass wir aber beeinflussen können, wie das Vergangene sich auf die Gegenwart auswirkt, gelingt es ihnen jetzt auch offiziell, die Reformati- onsgeschichte gemeinsam zu erzäh-

len (*From Conflict to Communion*). Dies ist ein eindrucksvoller und für alle Versöhnungswege ermutigender Schritt.

Dass sich ökumenische Entwicklungen unter den Studienjahr- lern ausgerechnet in Jerusalem abspielen, ist noch unter zweierlei Rücksicht hochbedeutsam. Denn das Interreligiöse und Ökumenische haben zwar unterschiedliche Ziele: „*friends in difference*“ versus „*ut unum sint*“. Jedoch gibt es blinde Flecken in der ökumenischen Bewegung, auf die interreligiöse Erfahrungen aufmerksam machen können, und umgekehrt.

Benedikt XVI. hat einmal sehr treffend über den interreligiösen Dialog gesagt, dass er zwei Dimensionen hat: „*face to face*“ – das ist das gegenseitige »Reinigen und Bereichern« – sowie „*side by side*“: wir müssen auch miteinander das Leben um uns herum inspirieren. Die gemeinsame Weltgestaltung, dieser Auftrag ist beim ökumenischen Miteinander gelegentlich aus dem Blick geraten.

An der Dormitio kann es durchaus sein, dass sich ein katholischer Studierender weniger in der benedik- tinischen Frömmigkeit wiederfindet als ein evangelischer; die Frontlinien verlaufen eben nicht so klar, ja, es gibt so viele Bestimmungen für einen Menschen, dass die Rede von der Front im Konfessionellen ganz unangebracht ist: Wer will schon immer unter die Kategorie „Protestant“ oder „Katholik“ fallen. Das ist die „*solitari- st fallacy*“ (Armatya Sen), eine einli- nige Reduktion, ein Monolithismus.

2 Vertrautheit mit dem Geheimnis

Jerusalem ist der Ort des Paschamysteriums, hier ist Jesu »gekreuzigt, gestorben und begraben« geschehen, hier wurde seine Auferstehung zuerst bezeugt. Jerusalem ist Verständnisort; aber was heißt denn „*intellectus fidei*“, Glaubensverständnis?

Es heißt nicht, dass wir die Argumente für den Glauben lernen können, so dass wir dann auch andere ins Christsein hineinargumentieren können; Glaubensverständnis, wie es in Jerusalem wachsen kann, ist Vertrautheit mit dem Geheimnis (vgl. *Evangelii Gaudium* 287). So können wir also jede *familiaritas* mit einem Gottesbild immer wieder zurücklassen, auch das Schweigen Gottes aushalten, die Augen schulen für seine verborgene Gegenwart in der Welt, für sein diskretes Handeln in der Geschichte, und bitten: „*te magis novisse*, dich, Christus, will ich besser erkennen, um dir mehr nachfolgen zu können.“

Wer aber eine solche Vertrautheit mit dem Geheimnis des Herrn lebt, der bekommt auch ein anderes Verständnis für die „religiös Anderen“, die, die nicht sehen, wie sie glauben können; und für die, die sich zu einer anderen Religion zählen. Wie ich mich von der wachsenden Erkenntnis der Wahrheit in die Verantwortung gerufen erfahre, so traue ich es auch anderen zu. Sie leben eine andere religiöse Entscheidung, weil sie sie als richtig wahrnehmen.

Diskutieren ist erlaubt und ergie-

big, man muss auch nichts ausklammern; aber man muss anerkennen, dass wir die Wahrheit nicht »haben«, sie ist kein Besitz, sondern das Ziel.

Seit vier Jahren gibt es im Beit Josef »Studienwochen«, in denen sich die jungen christlichen Studierenden den Vorlesungssaal mit werdenden muslimischen Theologinnen und Theologen aus dem deutschsprachigen Raum teilen. Sie erleben so die Suche der Anderen mit, und natürlich ihre Versuche künstlicher Identitätsproduktion, die man ja oft auch von sich selbst kennt und humorvoll hinterfragen kann.

Entscheidend ist bei all dem, dass die nächste Generation von Theologinnen und Theologen auf evangelischer, katholischer und muslimischer Seite lernt, eine Theologie zu treiben, die

- betet, die also auch ihre eigenen Unsicherheiten aushält und ihre Sicherheit daher bezieht, dass wir uns als von Gott angesprochen verstehen; eine Theologie, die

- weitersucht, weil sie an der Gegenwartsbedeutung des Glaubens interessiert ist, die also nicht bei den Katechismusantworten stehenbleibt und auch die anderen nicht auf ihre Katechismen reduziert; und eine Theologie, die

- kommuniziert, die also auch vom anderen lernen will, um das Eigene besser zu verstehen – manches, weil ich es bei uns auch entdecke, manches, weil ich es mir vom Anderen schenken lasse, manches, weil ich es bei mir, bei uns, als gerade anders erkenne.

3 *Advocacy*

Wenn Jerusalem Verständnisort ist, dann kann uns das Deutsche noch einen Schritt weiterführen. „Verstehen“ ist ja ursprünglich die Tätigkeit dessen, der vor mir steht, um mein Anliegen gerichtlich zu vertreten. Wer die Not anderer zu spüren beginnt, kann ihnen auch ihre Stimme leihen.

Das Theologische Studienjahr am Verständnisort Jerusalem ist ein Ausbildungsprojekt, an dem die qualifiziertesten Theologinnen und Theologen der beiden großen Kirchen im deutschsprachigen Raum ihre prophetische Berufung wiederentdecken. Wie jede Ordensgemeinschaft mit ihrem Gründungscharisma eine Provokation für ihr Umfeld, auch ihr kirchliches Umfeld darstellt, so sind hier Theologinnen und Theologen ausgebildet worden, die zu feinfühlig sind, um nur ihre Karriere abzuschern.

Die Kirche – ich nenne sie im *singularis oecumenicus* –, die Kirche kann dann unsere Gesellschaft inspirieren, wenn ihre Verantwortungsträger das Anliegen und den Schmerz der anderen verstehen lernen.

Deshalb ist es ganz konsequent, dass die Studierenden in Jerusalem auch ein Sozialpraktikum machen. Als Ignatius von Loyola zwei der besten Köpfe des neugegründeten Jesuitenordens, Laínez und Salmeron, auf das Konzil von Trient sandte, gab er denselben Ratschlag: Geht auch in die Hospize, kümmert euch um die Ärmsten der Armen. Dahinter steht

offenkundig die Einsicht, dass alles, was nur wissenschaftlich ist, nicht mehr wirklich Theologie ist, sondern eine Form von akademischem Klerikalismus. Erst wer wieder spürt, was die Menschen wirklich brauchen, treibt *intellectus fidei*.

Advocacy als Lernziel am Verständnisort Jerusalem; *advocacy* für wen? Man könnte zuerst sagen, für Christus. Das ist keine schlechte Antwort, denn eine missionarische Haltung ist proaktiv, geht davon aus, dass wir in dieser Welt etwas zu bewirken haben und das auch können. Aber *advocacy* für Christus klingt apologetisch und wäre fehlgeleitet, wenn sie einer „Evangelisierung“ das Wort reden wollte, die ihren Erfolg daran misst, wie viele Menschen sich taufen oder für die Gemeinden begeistern lassen. Evangelisieren heißt zu allererst, die „zeitliche Ordnung“ im Sinne des Evangeliums gestalten (Apostolicam Actuositatem 2), und daher bemisst sie sich zum Beispiel daran, wie wir heute mit Flüchtlingen umgehen; wie bereitwillig wir in einem Land, das sich nicht nur als leistungsstark und zum Integrieren bereit erweist, Menschen aufnehmen, die uns bewundern, die dieses Land mitgestalten wollen, vor allem aber: die es bitter nötig haben. Viele Studienjahrler haben Verfolgungs- und Gewaltsituationen gesehen, und sie haben erkannt, wie notwendig die Offenheit anderer Staaten für aus Nazideutschland fliehende Juden war. Daher können die Jerusalemer Absolventen auch ein gesellschaftliches Verständnis für eine verantwort-

liche Aufnahmepolitik vermitteln.

Im Sinne einer *advocacy* schließe ich mit drei konkreten Folgerungen:

- Wenn die nächste Generation unsere Gesellschaften kirchlich glaubwürdig inspirieren soll, braucht sie eine professionalisierte geistliche Begleitung im Studienjahr. Die Benediktiner leisten betend und begleitend Großes, Prof. Fornet-Ponse und sein Team stehen bereitwillig zur Verfügung, und auch von evangelischer Seite findet das Studienjahr großzügige geistliche Unterstützung. Aber die Studierenden brauchen ausgebildete Begleiterinnen und Begleiter, mit denen sie ihre geistlichen Offenheiten und Verschllossenheiten ergründen und entwickeln können, wo ihre Feinfühligkeit und ihre je eigene Persönlichkeit geistlich wachsen kann. Das braucht Zeit und ausgebildete Fachkompetenz.

- Es muss ein muslimisches Studienjahr entstehen. Die fünf deutschen Standorte – und auch das österreichische Modell – für islamische Theologie bringen nun qualifizierte Vordenkerinnen und -denker hervor, denen Jerusalem ebenfalls Verständnisort werden soll. Ein islamisches Studiensemester in Jerusalem ist derzeit in der Entwurfsphase; das ist eine hocheurefreuliche Entwicklung. Es soll sein Eigenprofil haben, aber auch viel mit dem christlichen Studienjahr zusammen unternehmen. So lernen die zukünftigen Meinungsbildner und Verantwortungsträger der Religionsgemeinschaften sich an einem Ort kennen, der ihnen allen heilig ist, an dem sie einander bes-

ser als in Deutschland das je Eigene erschließen können und eine Atmosphäre für Auseinandersetzung und Zusammenarbeit finden. So ist auch die Schwierigkeit gelöst, dass islamkundliche Veranstaltungen im Beit Josef bisher daran litten, dass kaum einer Arabisch konnte: die jungen muslimischen Theologen büffeln in Deutschland und Österreich ihr Arabisch wie wir das Griechische und Hebräische.

- Ich habe nun bereits fünfmal im Studienjahr unterrichtet und arbeite gerade die sechste Vorlesung aus. Es wird mein drittes Mal mit einem muslimischen Kollegen zusammen sein: Prof. Dr. Ömer Özsoy, Frankfurt. Professorin Margareta Gruber wollte wegkommen vom Schema: Christ unterrichtet Christen über Islam. So bat ich den türkisch-muslimischen Kollegen, mitzukommen. Teamteaching ist deutlich mehr Arbeit, aber es lohnt sich nicht nur für viele Studierende, sondern auch für die Dozenten. In Jerusalem sollte man diese Form des Dialogs verstärken, gerade in Zeiten der aneinandergerichteten Monologe.

- 1 Interview mit der Nachrichtenagentur Zenit am 2. Februar 2010. Inzwischen spricht auch Dr. Rafiq Khoury vom lateinischen Patriarchat, Jerusalem, von Jerusalem als *locus theologicus*: Theological Implications of the Current Situation in the Holy Land, in: An Eerdmans Reader in Contemporary Political Theology, Grand Rapids 2012, 566–585.

Felix Körner SJ ist Professor an der Theologischen Fakultät der Päpstlichen Universität Gregoriana.

Heilsame Fremde

Zum vierzigjährigen Jubiläum des Theologischen Studien- jahres in Jerusalem

Von Christian Lehnert

1993: Durch die Gassen von Hebron, El Chalil, wehte ein Geruch, der sich tief eingebrannt hat in mein Gedächtnis. Dieser Geruch, genauer: eine Mischung von Gerüchen, hat bis heute ein sichtbares Gewand, das je und je ganz lebendig vor meinen Augen aufscheint: Ich sehe Rippenmuster, weiße Bahnen von Fett und Sehnen wie Schaum auf rotem Kies, die Haarreste an einem Schwanz, abgesägte Beine, ein Beil hackt in das Fleisch, und der Blick zuckt zurück und gleitet über getrocknete Kräuter, Safran und Rosmarin, Salbei und Thymian, Zimtstangen und Muskatnüsse ... Betäubende Mischung von Düften.

Wenn ich von der Bedeutung des Studienjahres in Jerusalem für Kultur und Kirche sprechen will, so wie Sie es mir aufgetragen haben, kann ich das nur von mir selbst her und meinen Erfahrungen tun – wie es mir eben als Dichter zusteht; und so muss ich zunächst von solchen Gerüchen und Bildern sprechen: Es sind die Symptome eines Kulturschocks und einer Bildungsinitiation, die ich als Student an der Dormitio erlebte und die ganz umfassend waren, weil sie Sinne und Denken gleichermaßen erfassten, und sich bis heute so

überaus fruchtbar, so nachhaltig verstörend und so befreiend auswirken.

Noch so ein Brandmal der Erinnerung, wieder in Hebron, El Chalil: Aufgeschreckt von einem gurgelnden Geräusch, drehe ich mich um und sehe, fassungslos, helles Blut in eine Rinne strömen und Lachen bilden, die von Staub überweht schnell verkrusten. Ein Tier schaut auf und seine Augen werden rasch trüber, innerlicher. In den Blicken der alten Bauern, die im Kreis um das Tier stehen, liegt eine hypnotisch-reglose Ergriffenheit, sichtbar voll Ehrfrucht vor dem Blut. Sie verfolgten ein Sterben, und sie sahen wohl darin etwas von ihrer eigenen Sterblichkeit, als bezeugte das, was sie sahen, auch ihr eigenes Wesen.

Die Eindrücke des Landes und deren Verwandlung in Sprache und Wissenschaft haben wohl bei fast allen Studierenden Wahrnehmungsweisen verändert. Man kann es vielleicht als eine akute Gleichgewichtsstörung beschreiben, die Jede und Jeder für sich verarbeiten musste, und danach war der innere Stand sicherer, weil beweglicher. Von vielen Seiten, so erlebte ich es, wurden damals Standpunkte verunsichert: Da verwandelten sich erstens z.B. die mythischen biblischen Orte in etwas ganz Unerwartetes, in Gesteine und Pflanzen und Licht und reale Orte, in Tulul etwa mit Kasemattenmauern und eisenzeitlichen Scherben. Die Modi des Lesens der Bibel wurden vollkommen anders, sinnlich, und deutlicher als durch jede abstrakte Erkenntnis wurde uns so die

Geschichtlichkeit unseres Glaubens sichtbar, seine kulturelle Bedingtheit und sein Gewordensein aus der Tiefe des Vergangenen. Das hat mich später in meiner pfarramtlichen und kirchlichen Arbeit sensibilisiert, besonders auf Kontexte zu schauen, auf die je bestimmenden kulturellen und gesellschaftlichen Bedingungen, in denen Glaube sich zeigt und lebendig wird. Dieser Blick ist wichtiger denn je in Zeiten sogartiger Veränderungen kultureller Grundmuster in uns und um uns, die unsere Glaubenspraxis verunsichern.

Dann waren da zweitens die verstörenden Begegnungen mit dem Judentum und dem Islam: Die schlichte Wahrnehmung, dass es dicht um uns Glauben gab, der sich von unserem völlig unterschied, hat uns alle, mehr oder weniger bewusst, neu bestimmen lassen (und das heißt: neu in eine nun wohl unabschließbare Fraglichkeit gebracht), was das Wort „Wahrheit“ bedeutet. Diese Verunsicherung aber hat das eigene Glaubensleben nicht etwa geschwächt, sondern vertieft. In heutigen sich rasant verschiebenden und vermischenden und verwirbelnden Strömungsformen des Religiösen, die mit dem Wort Pluralismus kaum noch zu fassen sind, ist für alle, die darin gestaltend wirken, neben allen religionswissenschaftlichen und theologischen Forschungen, vor allem der Instinkt gefragt: Eine Witterung, die uns sagt, woher der Wind weht. In der alltäglichen Begegnung mit anderen Religionen in einer religiös so hoch gestimmten, so von Escha-

tologie und Mythen durchdrungenen Stadt wie Jerusalem, haben wir Studierende das gelernt: Wir haben offene Sinne mitgebracht für den Glauben der Anderen und damit eine entscheidende Kompetenz zum Gespräch, das wir gerade in Deutschland heute so sehr brauchen.

Eine Anekdote zur Ambivalenz solcherart Begegnung sei mir erlaubt, eine jener wandernden Geschichten, die an der Dormitio von Jahr zu Jahr weitergegeben wurden und sich auch immer wieder und immer etwas anders ereigneten: Zwei Studenten hatten im jüdischen Viertel der Altstadt folgendes merkwürdiges Erlebnis. Ein orthodoxer Jude lief über die Straße auf sie zu. Mit gespielter Freundlichkeit, die kaum seine Erregung überdeckte, lud er die Deutschen zu sich ins Haus ein. Freudig überrascht über die Einladung folgten sie ihm. Es erwartete sie allerdings wenig Gemütlichkeit. Das Gebäude stand so voll Qualm, dass man kaum atmen konnte. Die Augen trännten. Der Mann bot, als würde er den beißenden Rauch gar nicht bemerken, einen Platz auf dem Sofa an. Einer der Studenten war sich unsicher, ging aber dann doch zum Herd und stellte einen Topf mit einer völlig verkohlten Substanz – ob es nun Hähnchenflügel, Möhren oder Kartoffeln waren, konnte man beim besten Willen nicht mehr erkennen – von der elektrischen Platte. Ein Lächeln ging über das Gesicht des Orthodoxen. Nun war klar, was die Einladung zu bedeuten hatte: Vermutlich war die Wärmeplatte kaputt

oder falsch programmiert. Jetzt am Shabbat durfte er aber nichts daran tun. Ihm konnte nur ein Goj helfen – da traf er die beiden.

Wenn sich solche Erlebnisse verbinden mit den Vorlesungen von Schalom Ben-Chorin und Jeshajahu Leibowitz zum jüdischen Selbstverständnis, dann verändern sich nicht nur Sichtweisen, sondern Menschen.

Als ich nach Jerusalem an die Dormitio kam, war ich gerade einem Systemzusammenbruch entkommen, hatte den Untergang einer Gesellschaft erlebt und war als Wehrdienstverweigerer vor nicht langer Zeit aus einer Art Arbeitslager entlassen. Ich war suchend und hochgradig sensibilisiert für Kulturdifferenzen ...

Knapp zweieinhalb Jahre nach dem Ende der DDR fuhr ich hierher nach Bonn zur Prüfung beim DAAD. Ich saß mit zwei älteren Herren im Abteil und schaute die ganze Zeit zum Fenster heraus. Irgendwann fragte mich der eine, wo ich herkäme. „Aus Dresden.“ Langes Schweigen. Dann sagte der andere: „Ich hatte auch früher mal Verwandtschaft dahinten ... in Danzig.“ Dann die Frage: „Wie lange wollen Sie denn bleiben – in Deutschland?“

Hm, nicht so lange, dachte ich, und wusste, dass ich die Prüfung bestehen mußte. Nicht das Fernweh war es. Der Osten Deutschlands war zwar eingemauert gewesen, aber die Räume darin waren gar nicht unbedingt enger. Sie waren nur nicht so sehr in der Horizontalen gedehnt, sondern in der Vertikalen. Diese Vertikale vermutete ich ähnlich in Jeru-

salem, und ich erhoffte mir Klärungen ... Alles war dann ganz anders. Das Studienjahr vertiefte eher die Unbehaustheit, das Irren.

Über die Bedeutung des Studienjahres für Kultur und Kirche soll ich sprechen, und ich muss doch zwangsläufig zurück auf die eigenen Erfahrungen lenken, denn das in meinen Augen Wichtigste lässt sich nicht so einfach bestimmen, nicht direkt benennen – es handelt sich um Veränderungen von Wahrnehmungsformen und Denkweisen. Ich habe etwa unter Hochspannung die Vorlesungen von Frau Prof. Neuwirth über den Koran gehört, wie eine Hummel an der Blüte habe ich an ihren Lippen gehangen. Eine Initiation war das! Ich habe dann Arabisch gelernt, später noch einige Semester Arabistik studiert. Das Eigentliche, was mich bewegte, vollzog sich dabei, so sehe ich das heute, unterhalb oder in der Tiefe der analysierten Koran-Texte. Es war das Erlebnis, wie eine andere Sprache eine andere Wirklichkeit hervorbringt, in die ich mich hineintastete. Das bewegte mich tief, der ich auf der Suche nach einer Sprache für die Zäsuren meines Lebens war.

Als Dichter (der begann ich damals gerade zu werden) habe ich permanent damit zu tun, wie Sprache Wirklichkeit hervorbringt. Die frühen Suren des Korans in ihrer poetischen Dichte haben nicht mehr und nicht weniger als Raum und Zeit neu gesprochen, aus einer Offenbarung heraus. Für mich war das auch eine poetische Zündung: Ich habe von der fremden Religion her erkannt,

wie Metaphern und Erzählungen, poetische Bilder und gar Fiktionen Instrumente sind, um Ungesagtes zu erkunden und gewissermaßen in die Schöpfungsfrühe zurückzukehren, in die erste Benennung der Dinge, in die blaue Stunde, wo noch nichts ist und alles werden kann, alles offen ist.

Ich sprach im Blick auf die Bedeutung des Studienjahres vorhin von der heilsamen Verstörung durch Fremdes und von der Kraft der sinnlichen Wahrnehmung für das Denken. Dazu kommt dies: die Erfahrung von der uneinholbaren Relativität des eigenen Ortes, und zwar in einem ganz existentiellen Sinn. Das Studienjahr imprägnierte vermutlich lebenslang gegen Ideologien und Fundamentalismen. Heute, wo in den Kirchen – unter dem Druck vermeintlich notwendiger Rechtfertigungen ihrer selbst – die Gefahr bestimmend wird, Glauben als Form einer christlichen Weltanschauung zu artikulieren, ist das eine wesentliche Frucht des Studienjahres: Ich habe in Jerusalem theologisches Denken als permanente Strömungsform ins Offene des unsagbaren Gottes erlebt, als Bewegung. Das habe ich mitgenommen in meine kirchliche Praxis – und auch in mein Schreiben.

Manche, auffallend viele der Studentinnen und Studenten von der Dormitio, sind in die Wissenschaft gegangen, viele in kirchliche Dienste, ich selbst in die prekäre Dopplung von Dichtung und Theologie. Aber etwas hat die Dormitio nie hervorgebracht, ja, hat sie verunmöglicht: Bürokratismus, Besserwisseri, kon-

fessionelle Engstirnigkeit und Fundamentalismen jeglicher Schattierung. Ich meine dabei nicht, dass ein vordergründig liberaler Geist an der Dormitio weht – gar nicht. Nur eben Wirklichkeitsverengungen, die feige Ausblendung von unbequemen Dingen, die Segmentierung von Wahrheiten – das lässt das Studienjahr nicht zu. Für mich war die Dormitio, ich will das Bild wiederholen, eine blaue Stunde, Zeit der Dämmerung, wo alles gerade sichtbar wird und sich alles in seinem Wesen zeigt: in der Offenheit.

Der ökumenische Charakter des Studienjahres, das wird mir immer deutlicher, hatte dabei eine wesentliche Bedeutung – auch dies vielfach unterhalb dessen, was uns sprachlich bewusst wurde. Die Feier des Stundengebetes, die freimütigen Diskussionen, die Reibungen, die Begegnungen mit der Fülle von liturgischen Kulturen in der Stadt – das alles hinterlässt Spuren in der Seele. Ich sehe mich in einer Nacht, eingeschlossen in der Grabeskirche, immer wieder durch den Raum kreisen. Da ist der Öl schwitzende Marmorblock, der Salbungsstein, dann die Grabrotunde, weiter: der Bogengang der Heiligen Jungfrau, die dicken Säulen, willkürlich nebeneinander aus verschiedenen Zeiten, als müsste man hier nicht mehr an eine bauliche Vernunft denken, das rußgeschwärzte Gefängnis Christi, die Kapelle des heiligen Longinus, die Kapelle der Kleiderverteilung, die Treppe hinab in die Grotte der Kreuzauffindung, und wieder hinaus und weiter: die

Verspottungskapelle, die Adamskapelle und der Felsen Golgatha ... Ich wartete auf den Beginn der griechischen Liturgie, und plötzlich das Gefühl: Bin ich eigentlich Protestant? Oder im Herzen katholisch? Orthodox? Und dann der Gedanke: Zum Wesen des Christentums gehören wohl die Spaltungen und innere Kämpfe. Sie beleben den „Leib Christi“, denn die Kirche spricht im Horizont einer kommenden Verwandlung. Was sie in Sprache fasst, widerruft sie zugleich, weil sie's ja nur in der Sprache der Menschen sagen kann, und da ist kein Halt, bis der Christus kommt und sagen wird: „Im Anfang war das Wort.“

Solche Momente hat wohl jeder der Studierenden erlebt, sie veränderten uns, verhinderten in der Perspektive Routinen und gefährliche Selbstgewissheit in der kirchlichen Arbeit. Und weil das so ist, weil das Studienjahr gelehrt hat, wie bedingt unsere Perspektiven sind, will ich die kleine Geschichte von den beiden Studenten noch einmal erzählen, nun mit einer kleinen Verschiebung. Eine jüdische Freundin erzählte mir diese

Fassung als einen Witz: Der Shabbat hatte begonnen. Der Sirenenton in der Neustadt Jerusalems war lange verklungen. Da bemerkte eine jüdische Familie erschrocken, dass sie vergessen hatte, die Sabbatuhr einzuschalten. Sie würden also den ganzen Abend im Dunkeln sitzen. Was tun? Sie luden eine arabische Familie aus der Nachbarschaft ein. Die Nachbarn nahmen die überraschende Einladung gern an. Sie tranken Tee und plauderten. Beiläufig fragte die jüdische Hausfrau: „Finden Sie nicht auch, dass es hier ziemlich dunkel ist?“ Stimmt. Wo kann man Licht machen? Am Schalter zur Sabbatuhr. Als die Sabbatuhr eingeschaltet war und das Licht brannte, hatte die jüdische Familie nun ein neues Problem: Wie sie die Besucher wieder los werden könnten. Sie gaben vorsichtig zu verstehen, dass sie nun gern in die Synagoge gehen wollten. Sie würden ohnehin viel zu spät kommen. Die Gäste reagierten, sie bedankten sich freundlich und brachen auf. An der Tür trat der Nachbar noch einmal einen Schritt zurück und machte höflich die Sabbatuhr wieder aus.

Christian Lehnert ist Pfarrer und Dichter. Er leitet das Liturgiewissenschaftliche Institut der VELKD an der Universität Leipzig.

40 Jahre Theologisches Studienjahr auf dem Zion

Ein Wort des Dankes und ein Blick in die Zukunft

Von Dr. Gregory Collins OSB

Vierzig Jahre Theologisches Studienjahr an der Abtei Dormitio sind ein Grund zur Dankbarkeit und zur Freude. Das Studienjahr hat sich nicht nur für die über 800 Teilnehmer, nicht nur für die deutschsprachige Theologie und die Kirchen in Deutschland, Österreich und der Schweiz, sondern besonders auch für unsere klösterliche Gemeinschaft als Glücksfall erwiesen.

Mein Vorgänger, Abt Dr. Laurentius Klein OSB, hat das Studienjahr in einer Zeit gegründet, in der es nach langer Zeit der Isolation der Gemeinschaft dringend notwendig war, neue Energie und neue Kraft auf den Zion zu bringen, um diesem Ort eine gute Zukunft zu geben. Seine Grundidee, jungen Theologiestudierenden in dem Land, in dem Gott Mensch geworden ist, in dem Jesus die Frohe Botschaft verkündet hat und in dem Gott durch den Tod und die Auferstehung seines Sohnes die Welt mit sich versöhnt hat, ein Theologiestudium zu ermöglichen und ihnen an diesem Ort den Weg des Dialoges mit den anderen Konfessionen und Religionen zu eröffnen, trägt das Studienjahr bis heute. Die Tatsache, dass diese Inspiration nun schon über

vier Jahrzehnte trägt, ist zuallererst Abt Laurentius zu verdanken, der das Studienjahr über 25 Jahre lang selbst als Studiendekan begleitet hat, aber auch allen, die nach ihm die Aufgabe erfüllt haben – bis hin zu unserem aktuellen Studiendekan Prof. Dr. Dr. Thomas Fornet-Ponse, mit dem wir nun schon zum zweiten Mal einen ehemaligen Studenten unseres Programms in dieser Position haben.

Ein akademisches Programm dieser Größe und Dauerhaftigkeit wäre undenkbar ohne starke Partner. Es ist für uns als Gemeinschaft ein Glück, dass wir solche Partner gefunden haben, die bereit waren und sind, sich sehr langfristig für das Studienjahr zu engagieren und so dazu beizutragen, dass das Studienjahr auch in Zukunft eine hervorragende Adresse bleibt.

Zuerst sei hier die Hochschule der Benediktinischen Konföderation, das Päpstliche Athenäum Sant'Anselmo in Rom, genannt, die von Anfang an durch die Affiliation des Studienjahres an die dortige Theologische Fakultät die akademische Trägerschaft des Studienjahres übernommen und so diesem Projekt eine akademische Heimat gegeben hat.

Der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) ermöglicht uns seit langer Zeit mit der Durchführung der Auswahlgespräche in Bonn eine Kandidatenauswahl auf höchstem akademischen Niveau, die durch ihren Erfolg immer wieder bestätigt wird. Ich selbst habe als Mitglied der Auswahlkommission mehrfach die Professionalität der Prüferinnen und Prüfer dort erleben

dürfen und möchte an dieser Stelle allen danken, die im Laufe der Jahre an der Auswahl unserer Studierenden beteiligt waren. Aber der DAAD gewährleistet nicht einfach nur die Auswahlgespräche, sondern ermöglicht mit seinen Stipendien auch bis heute einem Großteil unserer Studierenden den Aufenthalt bei uns. Diese großzügige Förderung stellt sicher, dass das Studienjahr für alle Theologiestudierenden offen ist, ganz unabhängig von ihrer sozialen Herkunft. Dies bedeutet eine enorme Bereicherung unseres Programms. Ich bin deshalb sehr dankbar, dass sich Frau Prof. Dr. Wintermantel als Präsidentin des DAAD auch angesichts der akademischen Erfolge ehemaliger Studierender unseres Programms so klar zur weiteren ideellen und materiellen Förderung des Studienjahrs bekannt hat.

Die Errichtung des Laurentius-Klein-Lehrstuhls für Biblische und Ökumenische Theologie war ein Meilenstein in der Weiterentwicklung des Studienjahres, bildet er doch ein stabiles Gerüst für die inhaltliche und organisatorische Weiterentwicklung des Studienjahres. Für die Einrichtung und Förderung dieses Lehrstuhls sind wir dem Bundesministerium für Bildung und Forschung mit der Bundesministerin Prof. Dr. Johanna Wanka an der Spitze außerordentlich dankbar.

Dank gilt auch der Deutschen Bischofskonferenz und dem Verband der Diözesen Deutschlands, deren großzügige ideelle und finanzielle Unterstützung zu den tragen-

den Säulen des Studienjahres gehört. Gerade dieses Zusammenspiel von starken Unterstützern, von denen ich an dieser Stelle nur wenige nennen konnte, macht die einzigartige Stärke des Theologischen Studienjahres an unserer Abtei aus.

Die hohe Bindung unserer ehemaligen Studierenden an das Studienjahr kommt auch im starken Engagement und in der großen Mitgliederzahl des Forum Studienjahr e.V. zum Ausdruck, dem ich für die Ausrichtung und Organisation der Feiern zum 40. Jubiläum unseres Studienjahres danken möchte.

Der Blick auf die Geschichte des Studienjahres und seine vielen Förderer und Unterstützer macht uns Mut für die Zukunft und die anstehenden Herausforderungen unseres Programms. Wir als klösterliche Gemeinschaft sehen das Studienjahr weiterhin als eine unserer Hauptaufgaben an. Dies wird nicht nur durch unsere Trägerschaft deutlich, sondern auch ganz konkret durch das Engagement einzelner Mönche für das Studienjahr, sei es als Dozent wie der ehemalige Rektor von Sant'Anselmo, Prof. em. P. Dr. Mark Sheridan OSB, P. Dr. Nikodemus Schnabel OSB und ich, sei es als Studienpräfekt, als Bibliothekar oder durch praktische Unterstützung im Alltag. Gerade in einer Zeit, in der Kirche und Theologie in den deutschsprachigen Ländern vor großen Herausforderungen stehen, sehe ich es als eine große Chance an, dass wir als Gemeinschaft durch das Studienjahr die Chance haben, einen Beitrag zu leisten und

damit auch etwas zurückzugeben von den vielen Gaben, die wir durch unsere Studierenden immer wieder empfangen haben. Abt Laurentius hat das Studienjahr damals gegründet, um neue Energie auf den Zion zu bringen. Und er hatte Erfolg! Bis heute bringen unsere Studierenden der Gemeinschaft in Jerusalem und Tabgha jedes Jahr neue Impulse und neue Inspiration. Sie bereichern die-

sen Ort durch ihren Elan, ihre Ideen und durch ihre Beiträge zu unserem alltäglichen Leben. Wenn viele von ihnen dadurch eine wichtige Prägung für ihr Leben als Christen und Theologen mitnehmen, dann ist das Ziel des Studienjahrs mehr als erreicht. Dem wollen wir uns auch in Zukunft mit ganzer Kraft widmen.

Ad multos annos!

Gregory Collins OSB ist seit 2011 Abt der Dormitio.

Grußwort des DAAD anlässlich des Fest- akts zum 40-jährigen Bestehen des Theolo- gischen Studienjahres

Von Prof. Dr. Margret Wintermantel

Verehrte Gäste, liebe Freunde und Förderer des Theologischen Studienjahres, es ist mir eine besondere Freude, Ihnen heute die Glückwünsche des DAAD zum vierzigjährigen Bestehen des Theologischen Studienjahres zu überbringen.

In der Palette der DAAD-Programme nimmt das Theologische Studienjahr eine ganz besondere Stellung ein: Mit seinem Studien- und Exkursionsprogramm ist es auf eine ganzheitliche Form des Lernens ausgerichtet, wie man sie nur selten antrifft.

Der 40. Geburtstag stellt oftmals eine Zäsur im Leben dar, einen Moment um zurückzuschauen auf das bislang Erreichte, verbunden mit der Frage, was denn da noch kommen möge, welche Wünsche und Hoffnungen sich noch erfüllen sollen. Schau ich auf die vergangenen 40 Jahre, so fällt die Bilanz für das Theologische Studienjahr hervorragend aus. Generationen deutscher Theologinnen und Theologen haben das Studienjahr kennengelernt, feste Bande sind entstanden, die auch das Ende der gemeinsamen Studienzeit überdauern. Für die Zukunft wage

ich die Prognose, dass das Studienjahr für die Studierenden der Theologie in Deutschland auch weiterhin von herausragender Bedeutung sein wird, denn es ist heute quicklebendig, wendiger, und vielleicht sogar aktueller denn je. Das Studienjahr ist mit der Zeit gegangen, ohne dabei modisch sein zu wollen. Sich aktuellen Themen zu stellen, neue Lerninhalte und -formen zu versuchen und die Ökumene mit all ihren offenen Fragen und Herausforderungen zu leben – das alles ist kennzeichnend für den Geist des Theologischen Studienjahres.

Seit nunmehr 1973 unterstützt der DAAD dieses Programm und ich kann sagen, wir tun es mit Herzblut! Schöpfer der Idee des Theologiestudiums im Heiligen Land auf Zeit war Pater Laurentius Klein, der auch Namensgeber für den 2010 eröffneten gleichnamigen Lehrstuhl an der Dormitio Abtei wurde. Die Zusammenarbeit mit der Abtei wie mit der Hochschule Sant' Anselmo in Rom, die die akademische Trägerin des Studienjahres ist, war in all diesen Jahren von einem lebendigen Austausch und vertrauensvoller Kooperation geprägt. Dafür möchte ich heute von Herzen danken.

Der DAAD begleitet das Theologische Studienjahr dank der finanziellen Förderung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung von der Auswahl bis hin zur Alumniarbeit. Der DAAD organisiert in jedem Frühjahr die Auswahl der Bewerber und stattet die besten Kandidatinnen und Kandidaten mit Stipendien aus.

Dass dies gelingt, verdanken Studienjahr und DAAD einer in höchstem Maße engagierten Auswahlkommission, die dieses Programm nunmehr seit vielen Jahren begleitet. Kontinuität, Verlässlichkeit und das sehr persönliche Engagement der Beteiligten sichern die gleichbleibend hohe Qualität des Studienjahres. Die Zahl der Bewerbungen beim DAAD für das Studienjahr übersteigt in jedem Jahr die der zur Verfügung stehenden Plätze bei Weitem – trotz der verbreiteten Mahnungen, man müsse heute möglichst rasch studieren und dürfe keine Zeit „verlieren“. Die Studienleistungen aus Jerusalem werden jedoch von den Heimathochschulen angerechnet, so dass das Theologische Studienjahr schon lange vor Beginn des Bolognaprozesses Bologna-konform war!

Jährlich sind es etwa 20 junge Menschen, die die einmalige Chance erhalten, weit über einen theologischen Wissenserwerb hinaus auch eine akademische und persönliche Reifung zu erleben. Voraussetzung hierfür ist die Bereitschaft und Fähigkeit, sich sehr unterschiedlichen Botschaften zu öffnen, kritisch zuzuhören und sich als Fremde, als Gratwanderer zwischen den Welten – den religiösen wie politischen – zu bewegen.

Das Theologische Studienjahr setzt mit seiner gelebten Ökumene Zeichen. Christen unterschiedlicher Konfessionen stellen sich der Herausforderung, Glauben gemeinsam zu leben und zu gestalten, wissenschaftlich zu forschen, zu lernen und

zu diskutieren und – *last but not least* – das Heilige Land und seine heutige Realität zu erfahren. Dazu gehört es auch, sich mit den beiden großen Nachbarreligionen Judentum und Islam intensiv auseinanderzusetzen. Dies ist heute wichtiger denn je, in einer Zeit, in der im Nahen Osten so vieles im Umbruch ist und wir in Europa wie in Deutschland das Zusammenleben unterschiedlicher Religionsgemeinschaften verantwortungsvoll und aktiv gestalten wollen.

Die besondere Stimmung und den Aufbruchgeist, den die Studierenden dabei gleichermaßen mitbringen wie erfahren, konnte ich erst vor wenigen Wochen selbst bei einem Besuch auf dem Zionsberg erleben. Die Gespräche mit den jungen Menschen haben mir gezeigt, wie wichtig diese Möglichkeit der intellektuellen Auseinandersetzung, aber auch des christlichen Miteinanders in Alltag und Gebet ist.

Daraus, wie aus den Berichten ehemaliger Stipendiatinnen und Stipendiaten des Theologischen Studienjahrs, weiß ich: Die Zeit in Jerusalem ist ein ganz besonderes Geschenk. Damit meine ich keineswegs nur die materiellen Leistungen, die ein Stipendium des DAAD beinhaltet. Jerusalem ist eine ganz besondere Stadt, die niemanden, der sie besucht, unberührt lässt. Inmitten dieser Vielfalt an Kulturen, Völkern, Religionen ist die Abtei Dormitio ein Ort, an dem sich junge deutsche Studierende zur theologischen Diskussion im gelebten ökumenischen Miteinander zusammen finden. In Jerusalem gelebt und studiert zu

haben verbindet – davon zeugt das beeindruckende Netzwerk der „Ehemaligen“, zu denen die meisten von Ihnen gehören. Auch zu diesem engen Zusammenhalt möchte ich Sie beglückwünschen. Ich weiß, dass aus den Reihen des Theologischen Studienjahres viele bedeutende Köpfe für Wissenschaft und Kirche hervorgegangen sind. Sie und alle anderen tragen den Geist des Studienjahres

weiter und wirken damit an seiner Fortführung mit. Dafür wünsche ich Ihnen allen auch zukünftig Mut, Tatkraft und Beharrlichkeit, damit das Theologische Studienjahr auch in den nächsten 40 Jahren Heimat für angehende junge Theologinnen und Theologen wird, ein Ort der Inspiration bleibt und den Gedanken der Versöhnung weiter trägt.

Margret Wintermantel, Bonn, ist Präsidentin des DAAD.

Grußwort des Jerusalemsvereins

Von Jens Nieper

Liebe Schwestern und Brüder in Christus, sehr verehrte Vertreter und Vertreterinnen des Theologischen Studienjahres Jerusalem, anlässlich des 40. Gründungsjubiläums des Theologischen Studienjahres Jerusalem übersende ich Ihnen die herzlichen Glückwünsche und Grüße des Jerusalemsvereins im Berliner Missionswerk.

Unser Verein verfolgt seit seiner Gründung 1852 die Aufgabe, die Menschen im Heiligen Land zu unterstützen. Er setzt dabei bei den Christen – insbesondere den evangelischen Christen – des Landes an. Solche Unterstützung bedarf zum einen eines Bezugs, vielleicht sogar der Liebe zum Land der Bibel mit allem, was dazu gehört. Denn nur auf einer solchen Beziehung kann ein beherztes Engagement, das man für oft so fremde Menschen in der Ferne zeigt, beruhen. Zum anderen kann solch ein Handeln nur wirksam sein, wenn es informiert erfolgt.

Damit sind die Berührungspunkte zwischen dem Jerusalemsverein und dem Studienjahr bereits offensichtlich. Denn das Studienjahr vermittelt zum einen fraglos ein kompetentes und reichliches Wissen über das Heilige Land mit all seinen Facetten und Dimensionen. Und zum anderen

entsteht und besteht durch das Leben und Lernen in Jerusalem bei vielen Absolventen und Absolventinnen des Studienjahres, aber auch bei vielen der Lehrenden ein besonderes Gefühl für Land und Leute im Nahen Osten.

Natürlich freuen wir uns, dass diese Gemeinsamkeit sich auch darin ausdrückt, dass manche Studienjahrlere und -innen unsere Arbeit bewusst begleiten und fördern. Aber auch ohnedies kann der Jerusalemsverein nur begrüßen, dass es das Studienjahr nun schon seit vier Jahrzehnten gibt und damit eine wertvolle Verbundenheit mit dem Heiligen Land gepflanzt wurde und gepflegt wird. Zu diesem Verdienst gratulieren wir nachdrücklich und wünschen ein frohes und gelingendes Jubiläumfest.

Darüber hinaus wünscht der Jerusalemsverein herzlich, dass das Studienjahr auch eine dauerhafte Zukunft haben wird. Dabei werden sich Gelegenheiten und Möglichkeiten des Zusammenwirkens der beiden Institutionen ergeben können. Mögen weiterhin jungen Theologinnen und Theologen mit Herz und Verstand und in ökumenischer Weite sich das Heilige Land erschließen können! Und möge aus diesen Erkenntnissen und Erfahrungen dann in vielfältiger Weise ein Denken, Reden und Handeln erwachsen, das dem Nahen Osten und den Menschen hilft!

Dafür wünscht der Jerusalemsverein dem Theologischen Studienjahr Jerusalem Gottes Segen!

Pfr. Jens Nieper ist Geschäftsführer des Jerusalemsvereins.

Fortsetzung und Ausblick

Eine Vision für das Studienjahr

*Von Prof. Dr. Dr. Thomas
Fornet-Ponse*

Fortsetzungen sind normalerweise mit Zukunftsprognosen oder -aufgabenstellungen verbunden. Wenn allerdings die Eintreffwahrscheinlichkeit meteorologischer Prognosen schon nach drei Tagen auf ca. 50% sinkt, kommt es einer unmöglichen Aufgabe gleich, eine belastbare und mit einer einigermaßen hohen Eintreffwahrscheinlichkeit versehenen Zukunftsprognose über die nächsten x Jahre Theologisches Studienjahr Jerusalem zu versuchen. Jedoch: Wenn ich als Datenbasis lediglich diese Feierlichkeiten zum 40. Jubiläum nehme – von der Eröffnung und den interessanten Einblicken in 40 Jahre Studienjahr am Donnerstag über das Symposium mit seinen zahlreichen und höchst unterschiedliche Akzente setzenden Workshops bis hin zum heutigen Festakt mit den drei gerade gehörten Sichtweisen –, zeigt sich deutlich etwas, was der Bischof von Osnabrück in einem Brief an den Studiendekan anlässlich des Jubiläums des Studienjahres so formuliert: „Mit diesen Erfahrungen [gemeint sind die Erfahrungen der ökumenischen Lern- und Lebensgemeinschaft, der biblischen Texte, des interreligiösen Dialogs

oder politischer Gespräche] sind die Absolventinnen und Absolventen der vergangenen vierzig Studienjahre in unterschiedlichen Arbeitsfeldern in Kirche und Gesellschaft tätig. Dass sie so das pastorale Handeln und die gesellschaftliche Wirkung der Kirchen prägen und verändern, tut uns gut.“ Diese Prägung und Veränderung verdankt sich zu einem großen Teil den in den Perspektiven genannten Aspekten: Sei es Jerusalem als Verständnisor (Körner), seien es die Veränderungen von Sichtweisen und Menschen aufgrund der Erfahrungen, die durch das Theologische Studienjahr ermöglicht werden, bzw. die „heilsam[e] Verstörung durch Fremdes“ (Lehnert) oder die Ermöglichung persönlicher Entwicklungen der einzelnen Studierenden durch die besondere Weise des Auslandsaufenthaltes, den das Theologische Studienjahr bietet (Lücking-Michel). Ähnlich schrieb Christoph Strack in seinem Artikel in der Herder Korrespondenz die Studienjahrler seien „Multiplikatoren einer ganz eigenen Erfahrung ökumenischen Lebens in einem politisch, kulturell und religiös komplexen Umfeld.“ Man kann daher durchaus berechtigt von einer in Jerusalem erfolgenden Bildung einer kirchlichen und gesellschaftlichen Elite sprechen – ohne die Bedeutung von uns noch nicht einmal 1000 Absolventinnen und Absolventen überschätzen zu wollen –, denn wer prägt, verändert und multiplikatorisch tätig ist, tut genau das, was eine Elite im positiven Sinn des Wortes zu tun hat: Die eigenen

beträchtlichen Fähigkeiten und Möglichkeiten für das Gemeinwohl einzusetzen.

Bode wie Strack (und die gehörten Sichtweisen) machen deutlich, wie sehr die gesellschaftliche und kirchliche Relevanz unserer Absolventinnen und Absolventen neben ihren je eigenen Gaben von den in Jerusalem gemachten Erfahrungen und der damit verbundenen Veränderung bzw. Entwicklung abhängt – seien es interkonnektionelle, interreligiöse oder interkulturelle oder die in den Impulsen thematisierten, um nur einige der im Studienjahr möglichen Grenzerfahrungen und -überwindungen zu nennen.

Wenn somit die Bedeutung der Jerusalemer Erfahrungen für diese Elitebildung eine Konstante der letzten vierzig Jahre darstellt, liegt die Vermutung nahe, dass die Möglichkeit künftiger Elitebildung davon abhängt, wie sehr es gelingt, auch in Zukunft unter sich möglicherweise/wahrscheinlich deutlich verändernden Bedingungen diese Erfahrungen zu ermöglichen. Von zentraler Bedeutung dabei ist die aktuelle und künftige Relevanz dieser Erfahrungen, die – und hier wage ich tatsächlich eine Prognose – in den das Theologische Studienjahr in den letzten vierzig und wohl auch den kommenden Jahren konstituierenden Größen bei allen gesellschaftlichen, kirchlichen, politischen etc. Veränderungen und den nötigen Reaktionen darauf grundsätzlich gegeben ist.

So wichtig es ist, den veränderten Bedingungen auch programmatisch

Rechnung zu tragen, darf dabei – und hier mag man den Fundamentaltheologen hören – die Grundlage nicht außer Acht gelassen werden, die Laurentius Klein in einem am Donnerstag schon erwähnten Zitat griffig auf den Punkt brachte: „Was für Studierende der Forstwirtschaft das Praktikum im Wald ist, ist für Theologiestudierende ein Studienaufenthalt im Land der Bibel“.

Denken Sie sich nun ein klares Plädoyer für den nach wie vor hohen Stellenwert, den landeskundliche, religionsgeschichtliche, archäologische etc. Forschungen und Studien für eine Theologie besitzen müssen, die auf der Basis der in Schrift und Tradition bezeugten Historizität des Ursprungsereignisses bzw. des Grund und Gegenstandes unseres Glaubens (in der gewachsenen Vertrautheit mit dem Geheimnis) den Standards westeuropäischer wissenschaftlicher Rationalität entsprechend argumentiert, sich dem Verstehen in seinen verschiedenen Facetten widmet und es nach wie vor in der Situation des Beit Josef verunmöglicht, „Wirklichkeitsverengungen, die feige Ausblendung von unbequemen Dingen, die Segmentierung von Wahrheiten“ (Lehnert) vorzunehmen.

Gelingt es, im Theologischen Studienjahr diese Grundlagenarbeit mit den je jeweiligen Herausforderungen in Beziehung zu setzen und damit eine in der heutigen Gesellschaft sprachfähige und der eigenen Tradition verpflichtete Theologie zu vertreten – und dabei den erwähnten Blick über den Tellerrand nicht zu unter-

schlagen –, können wir optimistisch ern zu können.
sein, noch einige weitere Jubiläen fei-

Thomas Fornet-Ponse ist seit 2013 Inhaber des Laurentius-Klein-Lehrstuhls für Biblische und Ökumenische Theologie an der Dormitio.

Aktuelles aus dem Forum Studienjahr Jerusalem e.V.

Erfahrungen von Partikularität

Bericht aus dem 41. Theologischen Studienjahr

Eine Straßenbahn geht auf Höhlenfahrt, ein Mosaik erklärt die Funktion einer Mikwe („Unrein rein, rein raus“) und blökende Schafe postulieren: „Wir sind doch die Herde“. Im Tunnel zwischen dem Beit Josef und der Abtei haben sich zahlreiche Vorgänger-Studienjahre künstlerisch verewigt. Auf dem Weg in die Bücherei fragen wir uns: Wie werden wir das 41. Theologische Studienjahr ins Bild setzen? Was macht unser Studienjahr aus?

Nun, grundsätzlich ist das unser Jahresthema „Überall und immer – nur hier und jetzt“, das uns in zahlreichen Lehrveranstaltungen begleitet. Aus unterschiedlichen Perspektiven setzen wir uns inhaltlich mit der Frage nach dem Spannungsverhältnis von Partikularität und Universalität auseinander. Im Bereich des Alten Testaments gingen wir mit Martin Leuenberger auf die Suche nach dem frühen Jahwe. Mit Friedhelm Hartenstein betrachteten wir die Zions-theologie in Prophetenbüchern und Psalmen und Yair Zakowitch sprach aus jüdischer Perspektive über „Israel and the Other“.

Knut Backhaus entführte uns auf die „Weltreise des Evangeliums in der Apostelgeschichte“ und Christina Hoegen-Rohls nahm mit uns Partikularismen und ihre Ausweitung im Johannesevangelium unter die Lupe.

Mitten hinein in die bewegte Geschichte der Stadt, in der wir jetzt seit vier Monaten leben, nahm uns auf zahlreichen Exkursionen Max Kächler. Der „kleine Kächler“ zeigte etwa bei einem Rundgang um die Stadtmauer das Schrumpfen und Wachsen Jerusalems durch die Zeit – während der „dicke Kächler“ derweil in unseren Bücherregalen für weitere Recherchen bereit steht. Als letztes Studienjahr, das an der Expertise von Max Kächler (dem Kleinen!) teilhaben durfte, danken wir ihm für sein langjähriges Engagement. Auch wir haben – so wie er – den Eindruck gewonnen, dass wir es hier eine Stadt geraten sind, „mit der man nicht zu Rande kommt“.

„Ins Feld“ gingen wir auch mit Gunnar Lehmann, der uns in die biblische Archäologie einführte. David Bollag und Nurit Hirschfeld gaben uns Einblicke in die Philosophie und Theologie der Halacha. Just an dem Tag, als bei einem Anschlag auf eine Synagoge sechs Menschen starben, sprach Alick Isaacs mit uns über seinen Entwurf eines „Prophetic Peace“.

Zum Verhältnis von Philosophie und Religion in der islamischen

Tradition dozierte Ulrich Rudolph, der seine Perspektive als Islamwissenschaftler in das Studienjahr einbrachte. Mit Theodor Dieter und unserem Studiendekan, Thomas Fonet-Ponse, rangen wir um eine ökumenische Ekklesiologie. Nikodemus C. Schnabel und Mark Sheridan entfalteten die ostkirchliche Landkarte Jerusalems für uns. Nicht fehlen durften die Exkursionen zu den Aspekten des Israelisch-Palästinensischen Konfliktes mit Tamar Avraham.

Was wäre ein Theologisches Studienjahr ohne die große Wüstenexkursion oder die Erkundigung zahlreicher Tulul und antiker Synagogen in Galiläa? Zehn Tage lang wanderten wir durch den Wüstensand des Wadi Rum und wateten durch den Flusslauf des Wadi Hesa in Jordanien – natürlich nicht ohne die fachkundige Begleitung unseres Guides Achmad –, schiefen unter dem funkeln den Sternenhimmel und freuten uns bei unserer Rückkehr über Nutella und Dusche. In Galiläa haben wir nicht nur archäologische Erkundungen unternommen, sondern auch gemeinsam mit den arabischen Christinnen und Christen aus der Umgebung das Brotvermehrungsfest gefeiert. Viel zu schnell ging es wieder nach Jerusalem zurück ...

Zurücksein in Jerusalem hieß auch Zurücksein in der Stadt, in der die verschiedenen Religionen und Kulturen aufeinandertreffen. Kommilitonen von „Studium in Israel“ brachten uns die Liturgie des Synagogen-Gottesdienstes näher, welchen wir anschließend gemeinsam besuch-

ten. Besonders – um nicht zu sagen partikular – in diesem Jahr war, dass gleichzeitig zu Jom Kippur auch das muslimische Opferfest stattfand. Auf diese Weise konnte man, nach einem Spaziergang durch die wie ausgestorbenen wirkenden Gassen des jüdischen Viertels, im arabischen Teil der Stadt durchaus einer großen und stinkenden Schafsherde begegnen, die von einer johlenden Menge durch die Gassen der Altstadt gedrängt wurde.

Wir hoffen, dass sich durch diese partikularen Erfahrungen unser Bild von Jerusalem in den verbleibenden fünf Monaten immer mehr vervollständigen wird. Es fällt schwer, die teils widersprüchlichen Eindrücke, die wir von Kultur, Politik und Religion gewinnen, miteinander in Einklang zu bringen. Für uns im 41. Studienjahr bleibt es Chance, Aufgabe und Herausforderung zugleich, dem „Anderen“ Raum im eigenen Denken zu geben und so das Wort Jesu ernst zu nehmen: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ (Joh 14,26)

P.S.: Mit welchem Bild wir uns im Tunnel in die Reihe vorangegangener Studienjahre gestellt haben, kann inschallah bei einem Besuch im Heiligen Land bestaunt werden.

*Henrik Günther,
Claudia Danzer
(derzeit Jerusalem)*

Jahresbericht 2014 der Ökumenischen Stif- tung Jerusalem

Aktivitäten des vergangenen Jahres

Beim Studienjahresjubiläum in Bonn im Sommer 2014 war die Stiftung mit einem Stand vertreten. Frank Dittmann und Simon Kramer informierten über die Stiftung und standen für Fragen zur Verfügung.

Im Sommer besuchte Frank Dittmann das laufende 41. Studienjahr in Jerusalem und stellte dabei das Post-Studienjahres-Stipendium vor, das wir im vergangenen Jahr zum ersten Mal ausbezahlen konnten.

Nachdem die Inanspruchnahme des Kulturtickets in den vergangenen Jahren fast bis auf null zurückgegangen war, wurde (auch aufgrund der zur Verfügung stehenden Mittel) in diesem Jahr darauf verzichtet. Wir vermuten, dass die derzeit sehr guten Förderbedingungen des DAAD, welche den Studierenden keine Restkosten für Unterkunft und Verpflegung belassen bzw. sie nach unserem Kenntnisstand sogar mit einem kleinen Taschengeld versorgen, für den Rückgang beim Kultur-Ticket gesorgt haben. Damit besteht für diese Art der Förderung voraussichtlich auch in Zukunft kein Bedarf.

Vorstandsmitglied gesucht

Nach vier Jahren Amtszeit wird für

Sommer 2015 ein Nachfolger/eine Nachfolgerin für Frank Dittmann im Vorstand der Stiftung gesucht. Wir danken Frank Dittmann für seine engagierte Mitarbeit im Team des Stiftungsvorstands, besonders für die Übernahme der Kommunikation mit Stipendienanfragen sowie dem Vorstand des Vereins.

Haushaltsbericht (Jahresab- schluss 2013)

Das Gesamtvermögen der Ökumenischen Stiftung Jerusalem lag Ende 2013 bei 108.443,38 €, das bedeutet im Vergleich zu 2013 einen Verlust von 1,84 %. Dabei ist zu berücksichtigen, dass für Februar 2014 noch die Ausschüttung thesaurierter Erträge aus dem Investment bei der Hahn EEG GmbH i. H. v. ca. 4.000 € anstand. 2013 war das Zinsniveau auf einem recht niedrigen Stand. Dennoch konnte die Stiftung ihrem Stiftungsauftrag, der Förderung, in diesem Jahr wieder in größerem Maße nachkommen: So kam es 2013 zu einer relativ hohen Förderung von insgesamt 3.000,- €. Zum einen konnte an Martin Steiner (Studienjahr 2012/13) für Studien zum messianischen Judentum erstmals das Post-Studienjahres-Stipendium vergeben werden (Bericht siehe Cardo, Heft 13). Weiterhin wurde die Dissertation von Christoph Bruns (Studienjahr 2005/06): „Trinität und Kosmos. Zur Gotteslehre des Origenes“, Münster 2013, mit einem Druckkostenzuschuss in Höhe von

500,- € gefördert.

Im Bereich der Zustiftungen konnten 2013 nur geringe Einnahmen verzeichnet werden, insgesamt 50,- €. 2014 gab es immerhin 300,- € an Zustiftungen.

Förderung 2014

Im Jahr 2014 wurde das Kulturticket zwei Mal vergeben; es entstanden hierfür Kosten i. H. v. 92,59 EUR.

Im Jahr 2014 wurden für die Studienjahrsassistentin Maria Lissek die Nebenkosten der Geistlichen Begleitung mit 40,- € übernommen, weiterhin wurde der Versand des „Cardo“ getragen. Es entstanden

hierfür Kosten i. H. v. 306,40 €. In diesem Jahr konnten wir außerdem dem österreichischen Teilnehmer des 41. Studienjahres, Bernhard Kronegger, anlehnend an das Europa-Stipendium einen Studienkostenzuschuss von 2.500,00 gewähren (vollständige Auszahlung bei Eingang weiterer Zinserlöse im Februar 2015 – s.o.). Aufgrund von Kostenübernahmen anderer Stipendienggeber wurde das Europa-Stipendium für das 41. Studienjahr nicht beantragt.

Der Stiftungsvorstand

*Frank Dittmann, Michael Huber,
Simon Kramer*

Niedrige Zinsen? – Es lohnt sich trotzdem, für Sie und Euch zu stiften! Das eingezahlte Kapital nützt jedem neuen Studienjahr.

Zustiftungen erreichen uns unter folgender Bankverbindung:

Ökumenische Stiftung Jerusalem
IBAN: DE80 3506 0190 1200 1230 14
KD-Bank für Kirche und Diakonie, Dortmund
BIC: GENODED1DKD
Zweck: „Zustiftung“

Im Netz: www.studienjahr.de/stiftung
Per Email: stiftung@studienjahr.de

Religiöse Vielfalt in Vergangenheit und Gegenwart.

Bericht zur Exkursion des Studienjahres nach Berlin vom 29.12.2014 – 1.1.2015

Beinahe in letzter Minute fand im vergangenen Jahr unsere Mitglieder-versammlung statt. Eingebettet war sie in eine Exkursion, die eine kleine Gruppe von uns vom 29. Dezember 2014 bis 1. Januar 2015 nach Berlin führte. Neben Museen standen Begegnungen im Mittelpunkt dieser Tage.

Den Auftakt zu unserem Programm bildete ein Besuch im Jüdischen Museum. Hier hätte es natürlich allzu leicht passieren können, dass dem vielseitig gebildeten Studienjährling nur Altbekanntes erzählt worden wäre. Doch war dies nicht der Fall: die Führung bot durchaus neue Eindrücke, indem sie ausgewählte Biografien jüdisch-deutscher Persönlichkeiten an der Wende zum 20. Jahrhundert in den Mittelpunkt stellte. All diese Biografien hatten eine tragische Gemeinsamkeit – waren sie doch von einem Ringen um Anerkennung in der deutschen Gesellschaft geprägt, das stets unerfüllt blieb.

Von der Moderne ging es am folgenden Tag um einige Jahrhunderte zurück in die Vergangenheit. Im Bode-Museum trafen wir uns, um etwas über die dortigen Exponate christlicher antiker Kunst zu erfah-

ren. Am Ende einer nicht enden wollenden – und damit für das Studienjahr angemessenen – Exkursion wussten wir auch einiges mehr über die Renaissance. Und wer die Mitglieder des preußischen Königshauses bis dahin noch nie hatte unterscheiden können, dem gelang dies im Anschluss an die Führung vermutlich ein wenig besser. Immerhin ist das Gebäude des Bode-Museums Ausdruck der Befindlichkeiten des Hofes, der bemüht war, dem Kaff Berlin mithilfe von Architektur einen gewissen Glanz und Namen in Europa zu verpassen.

Nach so viel bedeutungsvoller Vergangenheit war der Nachmittag von einem für die Gegenwart Berlins bedeutungsvollen Viertel geprägt. Dass der Prenzlauer Berg mehr als Latte-Macchiato-Muttis und Schwabenhass zu bieten hat, konnten wir bei einer Begegnung mit Mitgliedern des Ökumenischen Arbeitskreises Prenzlauer Berg erfahren. Bereits seit zehn Jahren engagieren sich dessen Mitglieder für die innerchristliche Ökumene im Prenzlauer Berg. Viele Aktionen wie Straßenfeste, Gedenkspaziergänge und Ausstellungen gelingen und finden eine große Resonanz; doch bleibt auch die Erfahrung der Grenzen von Ökumene nicht aus.

Am Abend des 30. Dezembers fand dann die Mitgliederversammlung statt. Dabei verabschiedeten wir u. a. Albrecht von der Lieth und Kornelius Heering aus dem Vorstand unseres Vereins. Ihnen sei herzlich für ihre Mitarbeit gedankt. Als neue Mitglieder wurden Christina Bodemann

und Nancy Rahn nachgewählt. Wir freuen uns über die Zusammenarbeit mit ihnen!

Zum Abschluss unserer Exkursion nahmen wir an einer Führung durch Neukölln teil, die vom Projekt CROSS ROADS veranstaltet wurde. Eine junge Muslima führte uns durch diesen Stadtteil, der wohl ebenfalls zu den bekannteren Vierteln Berlins gezählt werden kann. Thematisch ging es um die religiöse Vielfalt dort, die das Viertel von Anfang an prägte. War es früher von jüdischen Gemeinden bestimmt, sind es nun Moscheen und die muslimische Kultur, die das Straßenbild prägen. Doch auch viele

christliche Gemeinschaften und sogar ein – wenn auch unvollendeter – hinduistischer Tempel sind zu finden. So fand diese Exkursion zwischen den Jahren ihren Abschluss über den Dächern Neuköllns – hätte die Sonne geschienen, wir hätten wohl einen tollen Ausblick über die gesamte Stadt gehabt. Stattdessen gingen wir zügig unserer Wege, letzte Silvestervorbereitungen waren ja noch zu treffen.

*Saskia Lieske ist Mitglied des
Vorstands des Forums Studienjahr
Jerusalem e. V.*

Neues aus der Reihe „Jerusalem Theologisches Forum“ (JThF) 2014

Das JThF-Jahr 2014 wartete gleich mit drei wichtigen Publikationen auf, die jede auf ihre Weise für längere Zeit als Referenzwerke wichtig bleiben werden. Gleichzeitig illustrieren die drei Werke aber auch höchst anschaulich die Spannweite unserer Wissenschaftsreihe. Eine Gemeinschaftsedition zweier hochangesehener Koptologen eines wichtigen liturgischen Textes aus dem Ägypten des 14. Jahrhunderts trifft hier auf die Edition und Kommentierung eines hochinteressanten liturgischen Textes aus der Mitte Deutschlands zu Beginn des 16. Jahrhunderts, der nicht nur für Ökume-

niker einiges Überraschendes bietet; komplettiert wird das Trio durch die Habilitationsschrift einer ehemaligen Studienjahrlerin, die sich in kirchenhistorischer Perspektive des Heiligen Landes selbst annimmt, und zwar dessen Rezeption in der christlichen westlichen Antike. Zudem ist bereits Ende 2013 ist ein weiterer Band in unserer Reihe erschienen, der bislang im Cardo noch nicht vorgestellt wurde. Es handelt sich dabei um das beeindruckende *opus maximum* des langjährigen Studiendekans Joachim Negel; dieses Werk darf wohl zurecht als das theologische Vermächtnis seiner fünf Jerusalem Jahre angesehen werden. Dieses Werk ist zugleich auch der zweite Band der Unterreihe „Ökumenische Beiträge aus dem Theologischen Studienjahr Jerusalem“.

Die vier Bände der Jahre 2013 und 2014:

Band 20: Youhanna N. Youssef/ Ugo Zanetti (Hgg.): La consécration du Myron par Gabriel IV 86e Patriarche d'Alexandrie en 1374 A.D.

Während der Weihe des Myron („Heiliges Chrisamöl“), welche durch den Koptischen Patriarchen Gabriel IV. (1370-1378) im Kloster Anba Makar in der Sketischen Wüste im Jahr 1374 vollzogen wurde, erhielt Bischof Athanasius von Qous den Auftrag, eine schriftliche Beschreibung dieses speziellen Gottesdienstes anzufertigen. Bischof Athanasius ist diesem Auftrag mit größter Gewissenhaftigkeit nachgegangen: Er hat mehrere der verschiedenen Hymnen transkribiert, die während dieses Weihegottesdienstes gesungen wurden, den Weg von Kairo zur Sketischen Wüste sorgfältig geschildert, ein Verzeichnis der anwesenden Personen geführt und sonst auch viel Liebe zum Detail gezeigt.

Dieser Text von Athanasius wird hier zum ersten Mal veröffentlicht, zusammen mit einer Übersetzung ins Französische, einer Einführung sowie einem kritischen Anmerkungsapparat. Erschlossen ist die Edition durch ein umfassendes Register. Die hervorragend aufbereitete Edition dieses sehr einzigartigen Textes eröffnet den Lesern nicht nur einen intensiven Einblick in dieses sehr selten vorkommende Ereignis im liturgischen Leben der koptischen Kirche, sondern ermöglicht auch einen sozi-

algeschichtlichen Zugang zur herausfordernden Situation und Lebenswelt der koptischen Christen des 14. Jahrhunderts.

Band 26: Joachim Negel: Welt als Gabe. Hermeneutische Grenzgänge zwischen Theologie und Phänomenologie

Jerusalem ist durch das Bekenntnis zur Menschwerdung des Logos in einzigartiger Weise Ursprungsort der wohl umfassendsten Zentralperspektive auf Welt, Mensch und Gott. Zugleich ist diese Stadt durch die Geschichte hindurch immer auch Inbegriff einer Zersplitterung dieser Zentralperspektive gewesen. So prekär diese Einsicht ist, so bedeutsam ist sie für die Theologie. Denn sie nötigt den Theologen, das Heterogene und Fremde, das seinem eigenen Bekenntnis Nicht-Synthetisierbare zu respektieren, ohne doch von der Hoffnung zu lassen, im Anderen könne das Eigenste aufleuchten – Christus – und im Eigenen das Fremde, Verfemte des in Christus offenbar gewordenen Gottes. Um diesen Zusammenhängen näher auf den Grund zu gehen, legt sich eine Form des Denkens nahe, die sich der Phänomenologie verpflichtet weiß und sich deshalb um die Kunst hermeneutischer Vermittlung zwischen den verschiedenen Kulturen und Traditionen, philosophischen wie theologischen Denkstilen bemüht. In drei großen Angängen (Gebet – Offenbarung – Biographie) erprobt das Werk eine solche Art existentieller Grenzgängerschaft.

Band 27: Matthias Hamann: Der Liber Ordinarius Hallensis 1532 (Staatsbibliothek Bamberg, Msc. Lit. 119). Liturgische Reformen am Neuen Stift in Halle an der Saale unter Albrecht Kardinal von Brandenburg

Der Magdeburger Erzbischof Albrecht Kardinal von Brandenburg († 1545) begründete in Halle an der Saale das Neue Stift mit dem berühmten „Hallischen Heiltum“, der größten Reliquiensammlung ihrer Zeit. Gegen diesen „Abgott zu Halle“ wandte sich namentlich Martin Luther. Der hier erstmals veröffentlichte Liber Ordinarius Hallensis von 1532 führt vor Augen, welche Absichten und Ziele Albrecht mit der Stiftsgründung verfolgte. Am Beispiel der Prozessionen wird nachgewiesen, dass seine Gottesdienstordnung auf reformatorische Kritik reagiert und zugleich einen ganz in der scholastischen Tradition stehenden Reformentwurf darstellt, der den Grundsätzen der mittelalterlichen Liturgieallegorese verpflichtet bleibt.

Band 28: Katharina Heyden: Orientierung. Die westliche Christenheit und das Heilige Land in der Antike

Obwohl die Vorstellung von einem irdischen Heiligen Land in den neutestamentlichen Schriften nicht belegt ist, wurde sie in der Geschichte des Christentums sehr wirkmächtig. Katharina Heyden zeigt in dieser Studie, dass nicht die explizite Rede von der *terra sancta*, sondern die Orientierung an Palästina in unterschied-

lichen Bereichen – Eschatologie, Kirchenpolitik, Hagiographie und Ikonographie – zur Sakralisierung der südlichen Levante und deren Rezeption durch westliche Christen führte. Als Bedingung der Möglichkeit einer christlichen Rede vom Heiligen Land wird das „synoptische Vermögen“ identifiziert, das sich in den Diskursen der ersten christlichen Jahrhunderte entwickelt hat.

Weiterhin besteht ein exklusiver Rabatt für Mitglieder des Forum Studienjahr von 20 % auf den Ladenpreis für alle lieferbaren Bände des JThF. Bestellungen – unter Berufung auf die Mitgliedschaft – sollten direkt an Herrn Ludger Maas vom Aschendorff-Buchverlag (ludger.maas@aschendorff.de) gerichtet werden.

Auch an dieser Stelle möchte es die Schriftleitung nicht versäumen, alle ehemaligen Studienjahrlerinnen und Studienjahrler einzuladen, sich mit ihren Publikationsprojekten an uns zu wenden. Schreibt einfach eine E-Mail an: jthf@studienjahr.de. Dissertations- und Habilitationsschriften aller Fachrichtungen sind herzlich willkommen! Schaut auch regelmäßig auf unserer stets aktuellen Internetpräsenz vorbei, die stetig ausgebaut wird: www.jthf.de

*Nikodemus C. Schnabel OSB,
Jerusalem*

Projektvorstellungen

Die folgende Rubrik soll die Möglichkeit bieten, unterschiedliche Projekte, an denen Forumsmitglieder arbeiten und die an Themen des Studienjahres anknüpfen, vorzustellen. Unsere Hoffnung ist, dass so Möglichkeiten für Austausch und Kommunikation erschlossen werden und Netzwerke entstehen, die gemeinsame Projekte verfolgen.

Die drei Projekte, die sich in dieser Ausgabe präsentieren, stehen in direktem Bezug zu Themen des Studienjahres. Wir hoffen, dass sich durch ihre Vorstellung interessante Betätigungsfelder und Vernetzungsmöglichkeiten für ehemalige Studienjähler eröffnen.

Forumsmitglieder, die an dieser Stelle über ihre Arbeit berichten möchten, sind herzlich eingeladen, ihre Projektbeschreibungen an die Adresse cardo@studienjahr.de zu senden.

Internationale Tagung „Transnationale Dimensionen religiöser Bildung in der Moderne“

Fachbereich: Evangelische Theologie

Projekttitel/-thema: Transnationalizing the History of Religious Education in the 19th and 20th century / „Transnationale Dimensionen religiöser Bildung in der Moderne“

Kurze Beschreibung: Die wissenschaftliche Zielsetzung des DFG geförderten Projektes besteht darin, die in den Erziehungs- und Geschichtswissenschaften inzwischen fest etablierte Methodologie transnationaler Geschichtsschreibung an Fallbeispielen (u.a. zu den USA und zum Nahen Osten) zu erproben: Welche Medien haben zu einem länder-, religions- und/oder konfessionsübergreifenden Austausch pädagogischen, theologischen und organisatorischen Wissens geführt? Welche Organisationsmodelle religiöser Bildung wurden zwischen einzelnen Ländern, Religionen und Konfessionen transferiert? Welche Bedeutung hatten (nichtstaatliche) Netzwerke in transnationalem Transfer und Kommunikationsprozessen religiös orientierter Pädagogen?

Ort/Institution: Internationale DFG-Tagung, Goethe-Universität Frankfurt am Main, Mi., 30. September bis Fr., 2. Oktober 2015

Kontaktdaten: Prof. Dr. David Käbisch, Fachbereich Evangelische Theologie, Goethe-Universität, Norbert-Wollheim-Platz 1, 60323 Frankfurt am Main, Email: kaebisch@em.uni-frankfurt.de

Katalogisierung der christlich-orientalischen Handschriften des Klosters Andechs

Fachbereich: Christlicher Orient

Projekttitel/-thema: Die Katalogisierung der christlich-orientalischen Handschriften des Klosters Andechs

Projektleitung: Dr. Carsten Walbiner

Mitarbeitende: Prof. Dr. Dr. Hubert Kaufhold, Prof. Dr. Franz-Christoph Muth, Dipl.-Theol. Joachim Braun

Kurze Beschreibung: Das vor den Toren Münchens gelegene Kloster Andechs nennt eine Sammlung orientalischer Handschriften sein eigen, die bisher weitgehend unbearbeitet geblieben ist und keine wissenschaftliche Katalogisierung erfahren hat. Den Kern der Sammlung bilden gut einhundert Handschriften, die der Franziskanerpater Arsenius Rehm (1738–1808) in Kairo erwarb, als er dort von 1770 bis 1776 als Kaplan an der französischen Gesandtschaft tätig war. Den Großteil der Sammlung macht muslimisches Schrifttum meist in arabischer, aber auch in türkischer und persischer Sprache aus. 31 Manuskripte entstammen der Literaturproduktion der orientalischen Christen. Auch hier überwiegen Arbeiten in Arabisch, es finden sich aber auch Texte in syrischer, koptischer, äthiopischer, persischer und türkischer Sprache. Die Forschungsstelle Christlicher Orient der Universität Eichstätt-Ingolstadt hat vom Abt des Klosters St. Bonifaz in München, dem auch das Kloster Andechs untersteht, die Erlaubnis erhalten, die christlich-orientalischen Handschriften wissenschaftlich zu bearbeiten. Ziel des Vorhabens ist die Erstellung eines umfassenden Katalogs, der auch der Bestandsgeschichte Rechnung trägt. Dazu arbeitet das Projektteam eng mit Bibliothek und Archiv des Kloster St. Bonifaz, namentlich der Stiftsarchivarin Dr. Brigitta Klemenz, zusammen.

Ort/Institution: Forschungsstelle Christlicher Orient an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Kontaktdaten: christlicher-orient@ku.de
www.ku.de/thf/chr-or/

Evangelium in leichter Sprache

Fachbereich: Biblische Theologie / Praktische Theologie

Projekttitel: Evangelium in Leichter Sprache

Projektleitung: Claudio Ettl (Studienjahr 1990/91)

Mitarbeitende: Dieter Bauer, Sr. Paulis Mels, Barbara Reiser

Kurze Beschreibung: Seit dem 1. Advent 2013 werden die Evangelientexte der Sonn- und Feiertage der katholischen Leseordnung in Leichter Sprache übersetzt und über die Webseite www.evangelium-in-leichter-sprache.de öffentlich und kostenlos zugänglich gemacht. Leichte Sprache ist eine barrierefreie Sprache, die sich durch einfache, klare Sätze und ein übersichtliches Schriftbild auszeichnet. Sie berücksichtigt insbesondere die Bedürfnisse von Menschen mit Lernschwierigkeiten, aber auch von Menschen mit Demenz, von Menschen, die nicht so gut Deutsch sprechen können oder Leseschwierigkeiten haben. Das Projekt ist eine Kooperation zwischen der Akademie Caritas-Pirckheimer-Haus in Nürnberg und dem Katholischen Bibelwerk.

Ort/Institution: Akademie CPH Nürnberg / Katholisches Bibelwerk Stuttgart

Kontaktdaten: www.evangelium-in-leichter-sprache.de

Claudio Ettl, Akademie CPH,
Königstraße 64, 90402 Nürnberg
ettl@cph-nuernberg.de

Beitrittserklärung zum
FORUM ehemaliger Studierender im Theologischen **STUDIENJAHR**
Dormition Abbey **JERUSALEM** e.V.

1. PERSÖNLICHE DATEN

Titel: _____ Name: _____
Vorname: _____ Geburtsname: _____
Straße, Hausnummer: _____
PLZ, Ort: _____ Land: _____
Telefon: _____ E-Mail: _____
Studienjahr: _____ Konfession: _____

Ich bin mit der Aufnahme der Daten in die Adressverwaltung des **Forum ehemaliger Studierender im Theologischen Studienjahr Dormition Abbey Jerusalem e.V.** sowie der Veröffentlichung im Mitgliederverzeichnis einverstanden.

2. MITGLIEDSBEITRAG

Ich ermächtige das **Forum ehemaliger Studierender im Theologischen Studienjahr Dormition Abbey Jerusalem e.V.** den folgenden Mitgliedsbeitrag jährlich per Lastschrift vom angegebenen Konto einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Verein auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen.

Gläubiger-Identifikationsnummer: **DE05ZZZ00000713896**

Mandatsreferenz: **Wird separat mitgeteilt**

Der Mitgliedsbeitrag beträgt **10 EUR/16 CHF** für Nicht- bzw. **25 EUR/40 CHF** für Verdienende. Der Beitragssatz der Paarmitgliedschaft (beide Partner sind Mitglieder, bekommen aber nur einmal gemeinsam Post) beträgt **10 EUR/16 CHF** für Nicht- bzw. **40 EUR/64 CHF** für Verdienende.

Falls von obigen Daten abweichend:

Name, Vorname (Kontoinhaber): _____

Straße, Hausnummer: _____

PLZ, Ort: _____ Summe: _____

Kreditinstitut (Name): _____

BIC: _____ IBAN: _____

(Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.)

- Ich beantrage die Paarmitgliedschaft zusammen mit:

Titel: _____ Name: _____
Vorname: _____ Geburtsname: _____
Straße, Hausnummer: _____
PLZ, Ort: _____ Land: _____
Telefon: _____ E-Mail: _____
Studienjahr: _____ Konfession: _____

3. SPENDEN

Ich bin bereit, dem **Forum ehemaliger Studierender im Theologischen Studienjahr Dormition Abbey Jerusalem e.V.**

folgende Summe _____ EUR/CHF

- einmalig
- jährlich

zur Verfügung zu stellen und ermächtigt es zum Einzug vom angegebenen Konto.

Datum und Unterschrift

Bitte senden an:
Forum Studienjahr Jerusalem e.V., Postfach 2706, 48014 Münster
E-Mail: forum@studienjahr.de

Impressum

© 2015

Herausgeber: Forum ehemaliger Studierender im Theologischen
Studienjahr Dormition Abbey Jerusalem e. V.

Wissenschaftlicher

Beirat: Biblische Theologie: Michael Konkel
Historische Theologie: Christoph Marksches
Systematische Theologie: Johanna Rahner
Praktische Theologie: Benedikt Kranemann
Interreligiöses: Rabbi David Bollag

Idee: René Dausner

Redaktion: Sabine Hüttig, Dominik Löw, Sarah Schulz

Titellogo: Gunnar Floss

Titelbild © Dominik Löw

ISSN: 2198-3887

AUSSCHREIBUNG

Die Ökumenische Stiftung Jerusalem schreibt aus:

2.500 €

für ein Post-Studienjahr-Projekt

d.h. für eine wissenschaftliche Arbeit, die sich mit der Religion, Kultur oder der Geschichte des Nahen Ostens befasst und mit einem Aufenthalt vor Ort verbunden ist (z.B. Diplom- oder Examensarbeit, Dissertation oder wiss. Aufsatz).

Zielgruppe: Ehemalige Studierende des Studienjahres

Bedingungen: Wissenschaftlichkeit, Themenfeld (s.oben), Zielgruppe (s.oben), Bewerbung (s.unten)

Wir unterstützen entsprechende Projekte mit bis zu 2.500 €. Das können Reise-, Unterhalts- oder Materialkosten sein; das kann direkt im Anschluss ans Studienjahr sein oder auch Jahrzehnte später.

Mehr Informationen zur Bewerbung unter:
<http://studienjahr.de/post-stip.html>

Für Fragen stehen wir gerne zur Verfügung:
stiftung@studienjahr.de

Der Stiftungs-Vorstand:

Simon Kramer, Frank Dittmann, Michael Huber